

Stephen P. Hinshaw
Übersetzt von Matthias Reiss

Eine andere Art von Wahnsinn

Vom langen Schweigen und Hoffen
einer Familie

»Zutiefst
bewegend. Ein
Meisterwerk.«
Glenn Close

Psychiatrie Verlag

Stephen P. Hinshaw

Eine andere Art von Wahnsinn

Vom langen Schweigen
und Hoffen einer Familie

Psychiatrie
Verlag 



Foto: P. Navales

Stephen P. Hinshaw ist Professor für Psychologie und Psychiatrie in Kalifornien und Autor mehrerer Bücher zu psychischen Störungen wie ADHS und zur Stigmatisierung. Seine wissenschaftlichen Leistungen in den Bereichen Entwicklungs- und klinischer Psychologie wurden mehrfach mit Preisen ausgezeichnet.

Stephen P. Hinshaw

Eine andere Art von Wahnsinn

Vom langen Schweigen und Hoffen einer Familie

Psychiatrie Verlag

Mit Unterstützung von:

dgkjp

Deutsche Gesellschaft für
Kinder- und Jugendpsychiatrie,
Psychoanalyse und
Psychotherapie e.V.

ψ DGPPN

Deutsche Gesellschaft
für Psychoanalyse, Psychotherapie,
Psychoanalyse und Psychotherapie



Zentralinstitut für
Seelische Gesundheit
Lehrstuhl
für Psychoanalyse



Klinik
für Kinder- und Jugend-
psychiatrie/psychiatrie
UNIVERSITÄTSLINIKUM



Stephen P. Hinshaw
Eine andere Art von Wahnsinn
Vom langen Schweigen und Hoffen einer Familie
2., vollständig überarbeitete Auflage 2019
ISBN Print: 978-3-96605-033-3
ISBN E-Book (PDF): 978-3-96605-034-0
ISBN E-Book (EPUB): 978-3-96605-035-7

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originaltitel: Another Kind of Madness – A Journey Through the Stigma and
Hope of Mental Illness

© 2017 by Stephen P. Hinshaw
Published by arrangement with St. Martin's Press. All rights reserved.
Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Press durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover, vermittelt.
© für die deutschsprachige Ausgabe: Psychiatrie Verlag GmbH, Köln 2019
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Unterstützung von:
Deutsche Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie,
Psychosomatik und Psychotherapie e.V. (DGKJP)
Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie,
Psychosomatik und Nervenheilkunde e.V. (DGPPN)
Zentralinstitut für Seelische Gesundheit (ZI)
Universitätsklinikum Ulm, Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie/Psychotherapie
Dazugehören e.V.

Kein Teil des Werkes darf ohne Zustimmung des Verlags vervielfältigt,
digitalisiert oder verbreitet werden.

Umschlagkonzeption und -gestaltung: GRAFIKSCHMITZ, Köln
unter Verwendung eines Bildes von Stephen Hinshaw
Übersetzung: Dr. Matthias Reiss (www.dr-reiss.com)
Lektorat: Anne Katrin Bläser, Bonn
Typografiekonzeption und Satz: Iga Bielejec, Nierstein
Druck und Bindung: Westermann Druck Zwickau

Vorwort	7
Einleitung	9
1. Sonntagsdinner im »Willard«	19
2. Im fernen Kalifornien	39
3. Fahrt um Mitternacht	61
4. Der Blick vom rechten Spielfeld aus	88
5. Wunder der modernen Medizin	108
6. Die Abendnachrichten bei CBS	130
7. Neuengland	160
8. Der eiserne Anzug	182
9. Morgendämmerung	199
10. Das Gedankenexperiment	226
11. Eine tiefere Schicht	250
12. Fortschreitender Verfall	266
13. Das Ende und der Anfang	290
14. Der Rest meines Lebens	308
Epilog	328
Danksagung	335
Verzeichnis medizinischer Fachbegriffe	337
Nachwort für die deutsche Ausgabe	341

Im Andenken an meinen Vater und meine Mutter

*Für meine Schwester, Sally,
die jeden Tag darauf hinarbeitet,
dass sich das Leben von Menschen
mit körperlichen und psychischen Störungen
verbessert, indem sie die Empathie und
die Kompetenzen bei den Fachleuten fördert.*

Vorwort

Die Entstehung dieses Buches hat buchstäblich ein ganzes Leben in Anspruch genommen. Gewöhnlich bin ich ein Mensch, der schnell handelt, aber einige Unterfangen tragen nicht so schnell Früchte – wie die eigene Familie zu verstehen, einen offenen Ton anzuschlagen, wenn man von schwierigen Aspekten seines Lebens berichten will, und gegen die Scham und das Stigma in Bezug auf psychische Krankheiten anzukämpfen.

Am College verschrieb ich mich immer mehr der Psychologie, beflügelt durch ein Gespräch mit meinem Vater während meiner Semesterferien, in dem er erstmals von seiner psychischen Erkrankung berichtete. Im Laufe der Zeit kam ich zu der Auffassung, dass seine und meine eigenen Erfahrungen nicht nur für meine Familie oder meinen Freundeskreis, sondern auch für ein breiteres Publikum wertvoll sein könnten. Dieses Buch ist mein Versuch, unsere Geschichte, so gut es mein Gedächtnis zulässt, zu schildern. Ich habe mich bemüht, sie so zu verfassen, dass sie so nah wie möglich dran ist an dem, was geschah, als ich ein Junge, ein Teenager, ein junger Mann war und darüber hinaus.

Die Inspiration für den Titel des Buches geht auf ein Zitat von James Baldwin zurück, dem bedeutenden afro-amerikanischen Schriftsteller, der sich intensiv mit Rassismus auseinandersetzte. Es stammt aus einem seiner Meisterwerke, *Giovannis Zimmer*: »Menschen, die sich erinnern, beschwören den Wahnsinn durch Schmerz herauf, durch den Schmerz über den ständig wiederkehrenden Tod ihrer Unschuld; Menschen, die vergessen, beschwören *eine andere Art von Wahnsinn* herauf, den Wahnsinn, der durch Schmerzverleugnung und Hass auf die Unschuld entsteht, und die Welt ist vorwiegend bevölkert mit Wahnsinnigen,

die sich erinnern, und mit Wahnsinnigen, die vergessen« (Hervorhebung S. P. H.).*

Ich kann natürlich nicht für mich behaupten, Baldwins Erfahrungen zu verstehen, aber seine Worte sind inspirierend. Was die vorliegende Erzählung betrifft, so ist das Stigma selbst, wie ich es auf den folgenden Seiten zu verdeutlichen versuche, »eine andere Art von Wahnsinn«, eine Art mit weitaus schlimmeren Folgen als die, die mit psychischen Krankheiten selbst verbunden sind. Generell verhindert ein Stigma, dass sich menschliche Potenziale entfalten können. Das Schweigen und die Scham müssen in einen offenen Dialog verwandelt werden. Wenn wir diesem Ziel nicht näherkommen, werden wir nie die Menschheit werden, die wir sein könnten.

Ich habe die Namen einiger Personen außerhalb unserer Familie geändert, um ihre Privatsphäre zu schützen, eine bedauerliche, aber immer noch notwendige Maßnahme. Fortschritt im Kampf gegen das Stigma ist ein Marathon, kein Sprint.

Letztendlich hoffe ich, dass das hier Dargestellte allen Menschen, die von psychischen Krankheiten betroffen sind, und denjenigen, die ihnen nahestehen, Trost spendet, Inspiration und Mut vermittelt – mit anderen Worten: Das Buch richtet sich an uns alle.

* James Baldwin: *Giovannis Zimmer*. Reinbek: Rowohlt 1963, S. 32/33.

Einleitung

Im Spätsommer 1936 fegten brütend heiße Winde über Südkalifornien hinweg. Als der September kam, konnte der 16-Jährige, der Junior genannt wurde, die Stimmen nicht mehr abstellen, die jetzt laut in seinem Kopf schrien. Unaufhörlich war er mit der wachsenden Bedrohung durch die Nazis in Europa beschäftigt und lief Tag und Nacht durch die Straßen von Pasadena, auf deren Gehwegen er ein Jahrzehnt zuvor auf Rollschuhen zur Grundschule gelaufen war. Die Stimmen flehten ihn von Tag zu Tag eindringlicher an, die freie Welt zu retten. In seiner Verzweiflung, eine Möglichkeit zur Rettung der freien Welt zu finden, setzte er seinen schonungslosen Dauerlauf fort.

Es war kurz nach Mitternacht am Sonntag, dem 6. September, als er innehielt. Stille Häuser umgaben ihn in der Dunkelheit. In seinem schweißtriefenden Hemd stockte ihm plötzlich der Atem, als eine neue Gewissheit von seinem Körper und Geist Besitz ergriff. Mit elektrisierender Klarheit begriff er: *Er* war dazu bestimmt, die freie Welt zu retten. Seine tage- und nächtelange Suche war nicht umsonst gewesen! Die Offenbarung erfüllte ihn mit Staunen.

Seine Gedanken wirbelten immer schneller in seinem Kopf umher, da kam ihm eine weitere Erkenntnis. Er, als einziger Mensch, hatte die Fähigkeit erlangt, zu fliegen. Seine Arme waren tatsächlich zu Flügeln geworden. Wenn er sie zum Himmel hob, würde er emporsteigen wie Ikarus. Sobald er in die Wolken aufgestiegen wäre, würden die Politiker der freien Welt Zeuge dieses großartigen Signals werden und geloben, die Faschisten zu besiegen.

Allerdings, dachte er in seiner verzerrten Logik, würde die ganze Welt seinen Flug erst nach Sonnenaufgang sehen können. Vorerst musste er die Morgendämmerung abwarten und jeden Funken seiner Energie dazu nutzen,

sein Geheimnis zu wahren. Er blieb in Bewegung, beseelt von seiner neuen Mission, zündete alle herumliegenden Zigaretten an, die er finden konnte, inhalierte, bevor er sie wieder ausdrückte.

In den letzten Jahren hatten sich immer wieder führende Vertreter der Prohibition zu regelmäßigen Abendessen in seinem Elternhaus versammelt. Unter ihnen war sein Vater, Virgil Hinshaw Sr., der international eine leitende Position in dieser Bewegung innehatte. Unweigerlich wandten sich die Gespräche der Weltlage zu. »Die Faschisten kommen an die Macht, Mussolini in Italien, Hitler in Deutschland«, sagte ein ernst dreinblickender Mann. »Sie werden die Welt beherrschen!« »Ihr Amerikaner seid Isolationisten«, rief ein anderer. »Wer wird die internationale Freiheit erhalten?«

Auch Junior saß, gemeinsam mit seinen fünf Brüdern, am Tisch und spürte jedes Mal, wie seine Angst wuchs. Aber er hatte so viel zu tun – Hausaufgaben, Kirche, Sport und Teilzeitjobs –, da verblassten die alarmierenden Nachrichten allmählich. Denn was könnte eine Familie von Quäkern, treu ergebenen Pazifisten, schon tun, um die Welt zu retten? Doch jetzt, da sein letztes Jahr auf der Highschool näher rückte und seine Eltern bei einem Prohibitionstreffen außerhalb der Stadt waren, durchströmte ihn eine neue Welle der Energie und sein Bewusstsein erweiterte sich wie nie zuvor.

Im Geiste hörte er die Warnungen der Gäste, die durch Radioberichte über den Aufstieg der Faschisten noch verstärkt wurden: Die Bedrohung durch die Nazis ist real! Wochenschauen in Schwarzweiß liefen in Endlosschleifen vor seinen Augen ab: Braunhemden marschierten, Hitler sprach vor riesigen Menschenmengen. Die Unterdrückung nahm zu, aber Amerika tat nichts, um auf die Zeichen der Zeit zu reagieren. Besessen von seiner neuen Mission verstand er nun, dass, wenn er es nicht wagte, den Schritt zu machen, es niemand wagen würde.

Aber wie? Wenn er jetzt nicht handelte, würden die Faschisten die Oberhand gewinnen.

Als der Morgen des 6. Septembers dämmerte, legte sich der Wind. Endlich tauchte im Osten leuchtend gelb-orange die Sonne auf. Die Dächer und Palmen warfen lange Schatten. Völlig im Bann seiner Energie und seiner aufregenden Erkenntnisse erreichte Junior die North Oakland Avenue und bewegte sich verstohlen weiter, bis er vor seinem Elternhaus stand, einem dunkelbraunen einstöckigen Gebäude. Er atmete tief ein und überquerte den Rasen mit leisen Schritten. Als er vor der Haustür angekommen war, starrte er sie an und sah dann nach oben. Im frühmorgendlichen Licht war alles still.

Es gab kein Zurück. Die Zeit war gekommen.

Aber wie konnte man da hochsteigen? Er dachte schnell nach und kletterte geschickt das Spalier zum Dach hinauf. Seine Füße fanden Halt im Rankgitter, und er konnte das Gleichgewicht halten. Ein letzter entschlossener Schritt und er war auf dem Dach über der kleinen vorderen Veranda, vier Meter über dem Gehweg. Der Himmel erhob sich majestätisch vor ihm, die Luft glühte bereits. Die Stimmen in seinem Kopf wurden immer lauter und baten ihn inständig, seine Tat zu vollbringen. *Rette die freie Welt!*

Der Ruhm würde ihm sicher sein.

Er näherte sich dem Rand des Daches, legte seine Kleidung ab und warf sie hinunter. Schuhe, Hose und Hemd flogen zu Boden. Er schauderte und hielt den Atem an. Mit ausgestreckten Armen stieß er sich nach vorne ab. Für eine Sekunde spürte er nur die Luft auf seiner Haut.

Dann kam der Boden immer näher und alles wurde schwarz.

* * *

Ich erfuhr von diesem Ereignis, ohne dass ich in irgendeiner Weise darauf vorbereitet war. Es war Mitte April 1971, ich ließ mich auf der Couch meiner Eltern nieder

und nahm eine Zeitschrift zur Hand. Für Semesterarbeiten meines ersten Studienjahrs in Harvard musste ich eigentlich einiges an wissenschaftlicher Literatur lesen, konnte aber einer kurzen Pause nicht widerstehen. Hier in Columbus, Ohio, wo ich die ersten 17 Jahre meines Lebens verbracht hatte, fühlte ich mich, als lastete ein schwerer Rucksack auf meinem Rücken, jedes einzelne Fach darin voller Zweifel. Gehörte ich wirklich noch hierher?

Von der Couch aus waren durch das mehrfach verglaste Fenster die weißen Säulen der überdachten Veranda unseres Hauses zu sehen, die den tiefgrünen Rasen und die leuchtend rosa Blüten des Apfelbaums direkt dahinter einrahmten. Das Licht drang immer wieder durch die schnell vorbeiziehenden Nachmittagswolken und ließ den Raum mal düster, mal unbeschwert wirken.

Lag da etwas in der Luft? Ein kleines Signal der Veränderung? Wenn ja, schenkte ich dem keine Aufmerksamkeit. An der Stille, die mein Elternhaus erfüllte, würde sich nie etwas ändern, da war ich mir sicher. In ein paar Tagen wäre ich wieder in Cambridge im Studentenwohnheim und in meinem neuen Leben im Osten der USA.

Während dieser ersten Frühjahrsferien von der Uni war ich die ganze Woche über wie benebelt durch das Haus gewandert. Die Figuren der Kolonialsoldaten auf meiner Zimmertapete, die halb platten Fußbälle und Basketbälle in unserer Besenkammer, der schallschluckende Teppichboden im Erdgeschoss: Alles schien mir so zu sein, als befände ich mich in einem Museum.

Nach einem Blick in ein oder zwei Zeitschriften hörte ich ein leises Schlurfen. Als ich aufblickte, sah ich, wie sich mein Vater unbeholfen von seinem Arbeitszimmer aus näherte. Er musste von seinen morgendlichen Seminaren auf dem Universitätscampus zurückgekehrt sein, wo er an drei Vormittagen pro Woche für Massen von Bachelorstudierenden der Ohio State University (OSU) Lehrveranstaltungen zur Geschichte der westlichen Philosophie abhielt. Mei-

ne Schwester Sally war in der elften Klasse an der großen Highschool ganz in unserer Nähe. Mom war an der OSU und gab Kurse im Fach Englisch.

Dad und ich waren allein zu Hause.

»Mein Sohn«, begann er mit leiser Stimme, und seine Augen wichen den meinen aus. Er benutzte diese formale Wendung, wenn es um etwas Ernstes ging, ein Überbleibsel aus seiner Quäkererziehung. »Können wir kurz miteinander sprechen?«

Ich legte die Zeitschrift auf den Tisch und drehte mich zu ihm um. Sein Körper war leicht gebeugt, sein Gesicht angespannt. Er stellte nicht mehr die sportliche, selbstbewusste Persönlichkeit dar, die er am Anfang seiner Karriere und in meinen ersten Lebensjahren gewesen war. Inzwischen hatte er einen kleinen Bauch und schwere Gewichte schienen seine Mundwinkel nach unten zu ziehen.

»Klar«, antwortete ich und überlegte, ob ich wohl etwas falsch gemacht hätte. Adrenalin strömte durch meine Adern. Er bat mich, ihm in seine Bibliothek zu folgen, in den Raum, den er entworfen hatte, als unser Haus ein Jahrzehnt zuvor in Planung war. Die marineblauen, braunen und rotbraunen Farbtöne der Buchdeckel schienen mich von ihren Holzregalen aus herbeizurufen. Jedes Mal, wenn ich in dieses Zimmer kam, fühlte ich mich von dem ganzen Wissen über Naturwissenschaften, Geschichte und Mathematik in all den Büchern überwältigt.

Dad ließ mich zuerst eintreten und zog dann die Schiebetür zu. Das weiche metallische Surren der Rollen erfüllte die Luft, bis mit einem kurzen dumpfen Knall Holz auf Holz traf. Ich setzte mich auf einen Stuhl mit gerader Lehne, den er in die Nähe seines Schreibtisches gestellt hatte, auf dem Aktenordner, Lehrpläne und Vorlesungsnotizen wild durcheinander lagen. Unter dem Fenster mit Blick auf die Eiche in unserem Vorgarten stand ein kleiner Tisch mit seiner alten mechanischen Schreibmaschine, die er in Stanford und Princeton benutzt hatte; ein Geschenk seines

Vaters. Er tippte neunzig Wörter pro Minute fehlerfrei, die Tasten liefen bei all dem Klackern heiß. Er schien schneller zu tippen, als die meisten Leute denken.

Dads Blick nach unten und das Zittern in seiner Stimme sagten mir, dass es in unserem Gespräch nicht um mein erstes Semester oder um kleinere Probleme zu Hause gehen würde. Als er sich räusperte, biss ich die Zähne zusammen.

»Steve«, begann er, »es gibt manchmal Erfahrungen, Situationen im Leben, nun, die schwer zu verstehen sind.« Zu meiner Überraschung rang er nach Worten – ganz anders, als wenn er seine üblichen Reden über Philosophie und Wissenschaft hielt.

»Was ich meine, ist Folgendes: Vielleicht ist es an der Zeit, dass du von einigen Ereignissen aus meinem Leben erfährst.« Er hielt inne. »Es gab Zeiten, da war ich nicht ganz rational.«

Als er weiterredete, begann die Zeit stillzustehen. Ganze Welten zogen rasend schnell vor meinem inneren Auge vorüber. Aus seinen Gesprächen mit mir als kleiner Junge wusste ich von den Strapazen und Errungenschaften der Familie Hinshaw. Doch etwas hatte immer gefehlt, vor allem, wenn es um sein seltsames Verschwinden ging; manchmal war er wochen- oder monatelang nicht da. Nie war irgendetwas dazu gesagt worden.

Aus diesem ersten enthüllenden Gespräch in Dads Bibliothek, aus vielen weiteren in den folgenden 24 Jahren, aus Gesprächen mit seinen Brüdern in meinen Zwanzigern und aus alten Briefen der Familie habe ich die Ereignisse so zusammengesetzt, als wäre ich dabei gewesen. Als wäre ich ins damalige Pasadena katapultiert worden.

* * *

Augenblicke später war Junior noch benommen vom Aufprall, blutete am Kopf und sein linkes Handgelenk stand in einem seltsamen Winkel ab. Er rang damit, sein Bewusstsein wiederzuerlangen. Durch den Tumult am frü-

hen Morgen aufgeschreckt, stürzten seine Brüder aus dem Haus und sahen ihn flach auf dem Asphalt liegen. Sie waren über sein seltsames Verhalten in den letzten Tagen besorgt gewesen, hatten ihn aber nicht dazu bringen können, im Haus zu bleiben.

»Mein Gott«, rief der 18-jährige Bob. Er war der Erste, der aus dem Haus kam. »Was ist passiert?«

»Sei vorsichtig!«, rief Randall, der drei Jahre älter als Bob war und direkt hinter ihm nach draußen gerannt war. »Jemand muss Juniors Kleidung holen.«

Aber konnten sie denn nicht erkennen, was er vollbracht hatte? »Es ist heiß – ich kühle mich ab«, flüsterte Junior, als seine Brüder ihn ins Haus trugen und den Arzt riefen. Der Rettungswagen kam und transportierte ihn zum Los Angeles County Hospital, dessen riesiges weißes Gebäude östlich der Innenstadt von Los Angeles über den Hügeln lag. Sein gebrochener Arm bekam einen Gipsverband, aber seine Knochen wollten sich nicht wieder ganz zusammenfügen. Eine Krankenschwester gab ihm eine Spritze in den Arm, und die Welt entschwebte.

Zwei Wochen später wurde er auf eine abseits gelegene Station einer staatlichen psychiatrischen Anstalt, des Norwalk County Hospitals, verlegt, wo Patienten mit schweren psychischen Krankheiten untergebracht waren. Zu seinen Zimmergenossen gehörten Menschen mit deformierten Köpfen, die unter Mikrozephalie und schwerer geistiger Behinderung litten.

* * *

Ich saß regungslos im Arbeitszimmer meines Vaters und saugte jedes Wort in mich auf. Er sagte, dass er dort als ein mit schweren Makeln behafteter Mensch vielleicht zumindest seinesgleichen gefunden hatte. Keine seiner akademischen Leistungen, keine religiöse Erziehung, keine seiner großartigen Ideen konnten an diesem Schicksal etwas ändern.

Jede Nacht hallten in der Klinik von Norwalk Schreie durch die Gänge und traten gegen die Engelschöre in seinem Kopf an, die von Ruhm und Erlösung sangen. Seine einzige Behandlung bestand darin, dass er an sein Bett gefesselt wurde, um zu verhindern, dass er umherwanderte. Manchmal arbeitete er morgens bei der Abfallentsorgung mit. Aber in dieser Einrichtung für Erwachsene gab es keine Schule, nur jeden Tag nicht enden wollende inhaltsleere Stunden. Allein, abgesehen von seinen Stimmen, und für die Welt unsichtbar, war er in ein anderes Dasein übergewechselt.

In den nächsten Wochen wuchs in ihm eine neue Überzeugung heran, die von den unerbittlichen Stimmen geschürt wurde. Das Essen in Norwalk sei vergiftet, ein Teil der Machenschaften der Nazis. Wenn er essen würde, wäre das ein Signal für seine Kapitulation vor den faschistischen Plänen. Weil er nichts außer Wasser zu sich nahm, wurde er dünner und dünner.

Im November erhielt sein Vater einen dringenden Anruf vom Leiter des Krankenhauses, der ihm sagte, dass der Patient Virgil Jr. 27 kg abgenommen habe und nur noch 55 kg wöge. »Die Lage ist kritisch«, sagte er düster. »Sie müssen so schnell wie möglich kommen.« Es sei schon ein Geistlicher gerufen worden, um ihm die Sterbesakramente zu geben.

Als Virgil Sr. nach hektischer Fahrt ins Krankenhaus stürmte, stockte ihm beim Anblick seines ausgemergelten Sohns vor Entsetzen der Atem. Nachdem er sich mit dem Unvermeidlichen abgefunden hatte, schrieb er seinem Bruder in derselben Nacht, überzeugt davon, dass er seinem Viertgeborenem erst im Jenseits wieder begegnen würde. Doch in den folgenden Wochen begannen die Stimmen und Wahnvorstellungen ihre Kraft zu verlieren, und Junior fing wieder an, zu essen. Als er wieder zu Kräften kam, besann er sich seiner Umgebung, die unbehaglich und trist war. Verzweifelt wünschte er sich, an Weihnachten nach Hau-

se zurückzukehren, doch die Ärzte sagten ihm, er sei zu krank.

Wochen vergingen, bis der regnerische südkalifornische Winter endlich den ersten Anzeichen des Frühlings wich. Ende Februar bemerkte das Krankenhauspersonal eine plötzliche, unerklärliche Besserung. Junior verhielt sich wieder ganz rational und wurde innerhalb einer Woche entlassen. Nachdem er nach Pasadena zurückgekehrt war, wagte es niemand – weder sein Vater noch seine Stiefmutter noch seine fünf Brüder, die alle von seinem plötzlichen Wiederauftauchen überrascht waren –, über die Erfahrungen des vergangenen Halbjahrs zu sprechen. Die Scham war zu groß. Jedes Gespräch hätte seine Genesung vereiteln können.

Er begann sechs Monate zu spät mit der zwölften Klasse. Bereits im Juni hatte er den Stoff des verpassten Herbsthalbjahres mit Bestnoten aufgeholt und auch das Frühjahrshalbjahr hervorragend abgeschlossen. Sein Leben mit unerklärlichen Auf- und Abstiegen hatte begonnen.

Für seine Familie war seine Genesung ein Signal dafür, dass ein Wunder geschehen war. Wie alle Wunder war sie geheimnisumwoben.

* * *

»Es war während dieses Aufenthalts, dass mir meine Diagnose eröffnet wurde: Schizophrenie«, sagte Dad an diesem stürmischen Aprilmittwoch. »Es gab andere Zeiten in meinem Leben mit ähnlichen Episoden. Vielleicht sollten wir später in einem weiteren Gespräch darüber reden.«

Offensichtlich war unser Treffen beendet. Wir standen auf und gaben uns unbeholfen die Hand. Ich schob meinen Stuhl zurück, drehte mich um und zog die Schiebetür auf. Langsam ging ich durchs Wohnzimmer und hielt plötzlich inne. Waren das immer noch dieselben Blüten und derselbe Himmel, die durch das vordere Fenster des Hauses zu sehen waren? Waren dreißig Minuten oder ein halbes Leben vergangen?

Während des Gesprächs mit meinem Vater hatte ich gegen Panik angekämpft, aber auch eine tiefe Ruhe erlebt. Endlich wusste ich *etwas*. Ein Lufthauch war in das riesige Vakuum eingedrungen, das sich unmittelbar hinter mir befand und das ich mein ganzes Leben lang auszusperren versucht hatte. Endlich waren ein paar Geräusche aus der Leere aufgetaucht. Nur eines war sicher: Von nun an würde mein Leben nicht mehr dasselbe sein wie vorher.

1. Sonntagsdinner im »Willard«

Zwanzig Jahre nach dem missglückten Flug meines Vaters zur Rettung der freien Welt – und mehr als einen halben Kontinent vom Ort des Unglücks entfernt – war ich fünf Jahre alt und stürmte vom Kindergarten nach Hause. Ich riss die Tür zum Keller auf und rannte die Treppe hinunter.

Ich *musste* Dad einfach finden. Wenn er zu Hause wäre, würde er in seinem Arbeitszimmer sein und sich auf seine nächste Vorlesung vorbereiten. Aber manchmal löste er sich in Luft auf. Es wurde nie ein Wort darüber verloren, er war einfach verschwunden. Ich hatte keine Ahnung, dass er dann wegen seines unerklärlichen Verhaltens gegen seinen Willen eingewiesen worden war. Ich wusste nur, dass Dad an einem Tag da und bereits am nächsten Tag verschwunden war. War er mitten in der Nacht mit Waffengewalt leise entführt worden?

Am Fuß der Treppe spürte ich die kühle Kellerluft. Wenn es im Frühling stark geregnet hatte, sammelte sich Wasser in der Mitte des schiefergrauen Bodens zwischen der Waschmaschine und dem Trockner. »Stevie, das nennt man eine Überschwemmung«, hatte Mom erklärt. »Der Boden ist voller Wasser, und es sammelt sich unter der Erde.« Vor Anstregung etwas stöhnend, hievte Dad dann immer eine mechanische Pumpe aus der Garage und stellte sie mitten in die größer werdende Pfütze. Ich hörte es rauschen und zischen, wenn das Wasser stoßartig durch den Gummischlauch die Wand hoch und aus einem Kellerfenster gepumpt wurde. Das Wasser ergoss sich über die Auffahrt, kleine Bäche rannen langsam zur Straße hinunter und flossen ineinander, als ob sich lange, faltige Finger langsam verhakten.

Nachdenklich ging ich weiter und schaute in Richtung von Dads Arbeitszimmer. Er hatte es selbst in einer Ecke des Kellers aus Betonsteinen und Holzbohlen gebaut. Innen leuchtete seine Schreibtischlampe sanft auf die Umschläge seiner Bücher, die Dad auf drei Seiten des Raums umgaben.

Dies war unser erstes Haus, erbaut im Kolonialstil aus Backstein und Holz, es lag an der Wyandotte Road. Die Straße war nach einem Indianerstamm benannt worden. Wir lebten in einem Vorort von Columbus, in Upper Arlington, nicht ganz drei Kilometer entfernt vom Olentangy River und, jenseits des Flusses, von der Ohio State University. Innerhalb der Mauern des Hauses waren wir eine vorbildliche Akademikerfamilie im Mittleren Westen der fünfziger Jahre.

Oder nicht?

Ich sah, wie mein Vater, aufrecht sitzend in einem kurzärmeligen Hemd, aufmerksam auf ein aufgeschlagenes Buch auf seinem Schoß blickte. Das holzige Aroma von Pfeifenrauch vermischte sich mit dem muffigen Duft der feuchten Kellerwände. Seine elegante Handschrift füllte Zeile um Zeile seiner Schreibblöcke aus gelbem Papier.

Ich zögerte. Vielleicht wollte er gerade nicht unterbrochen werden, weil er sich auf etwas konzentrierte. Aber die Welt der geografischen Fakten hatte mich gepackt und ich wurde immer ungeduldiger. Schließlich nahm ich all meinen Mut zusammen und betrat das Arbeitszimmer. »Daddy, kann ich mit dir reden?«

Als er aufblickte und sich mir zuwandte, lächelte er leicht. Er hielt seine Pfeife in der linken Hand, der Lichtkegel der Schreibtischlampe beschien die Bücherregale. All diese Bücher!

»Aber klar«, antwortete er und legte seinen Stift nieder. »Worum geht es denn?« Die Freude in seiner Stimme erwärmte meine Haut. An solchen Tagen wurde jede Nervenzelle in meinem Körper durch das Gefühl von Möglich-

keiten elektrisiert. Eines Tages würde ich vielleicht selbst solche Bücher lesen und Entdeckungen machen.

»Na ja«, antwortete ich und versuchte, meine Frage richtig zu formulieren. »Ich habe gehört, dass Russland das größte Land der Welt ist. Stimmt das?« Nachdenklich schaute Dad in die Ferne. Er schien die Ernsthaftigkeit meiner Frage zu verstehen.

»Ja, das stimmt. Das Land heißt jetzt Sowjetunion, und die ist noch größer als Russland.«

»Aber«, setzte ich nach und konnte selbst nicht ganz glauben, was ich da gerade wissen wollte. »Ich habe gehört, dass in China mehr Menschen leben als in Russland. Stimmt das?«

»Das stimmt tatsächlich«, antwortete Dad mit wachsendem Interesse. »In China leben mehr Menschen als in jedem anderen Land auf der Welt.« Ich war erschüttert.

In seiner Antwort betonte Dad seine Aussagen so, wie er es in einem Vortrag an der Uni machen würde, und sagte, dass ein kleineres Gebiet mehr Menschen umfassen kann, während in einer größeren Region die Bevölkerungsdichte geringer sein könne. So ganz verstand ich nicht, was er sagte, doch mir kam eine weitere Frage in den Sinn.

»Wie viel mehr Menschen leben in China?« Eine Zahl könnte hier wirklich helfen. Zahlen haben mich immer getröstet. Ich berechne bis heute ständig Sportergebnisse, Prozentsätze oder Statistiken irgendeiner Art im Kopf. Zahlen sind immer gleich, ihre Reihenfolge ergibt stets einen Sinn. Sie verschwinden nicht ohne Vorwarnung.

»Sehr viel mehr«, sagte Dad mit einem Hauch von Leichtigkeit in der Stimme.

Da kam mir die kühnste aller Fragen in den Kopf: »Dad, könnten in China ... *hundert* Menschen mehr leben als in Russland?« Selbst als die Frage aus meinem Mund kam, schien die Zahl unfassbar groß zu sein. Doch mit der ruhigsten Stimme, die man sich vorstellen kann, antwortete er: »Ich weiß, das wird schwer zu glauben sein, Steve, aber

es leben tatsächlich *mehr* als hundert Menschen mehr in China als in Russland.«

Ich bekam große Augen, aber sein sanfter Blick sagte mir, dass das, was er gesagt hatte, die absolute Wahrheit war. *Mehr* als einhundert! Ich lernte, dass viele Dinge jenseits dessen existierten, womit man es im Alltag so zu tun hatte. Ich blieb noch einen Moment, bevor ich wieder nach oben ging, und hoffte, eines Tages solche Geheimnisse zu verstehen.

Wenn Dad zu Hause war, bekam ich Antworten. Aber was, wenn er beim nächsten Verschwinden nicht mehr zurückkäme? Die Angst packte mich, als würde jemand ein Seil um meinen Körper wickeln und es langsam und unaufhaltsam festziehen, sodass die Luft aus meiner Lunge gepresst wurde. Das Schlimmste war, dass niemand je mit mir darüber sprach.

Ein paar Wochen zuvor hatte Dad an einem Samstagmorgen das erste Mal in diesem Frühling den gewaltigen Rasenmäher aus der Garage geholt. Obenrum trug er nichts als ein geripptes Unterhemd, das seine immer noch eindrucksvollen Muskeln zeigte. Er schüttete Benzin aus einer hellroten Dose in das Loch neben dem Motor. Er setzte seinen Fuß auf den Rasenmäher und riss die Schnur mit einer schnellen Bewegung seines Handgelenks nach oben. Weißer Rauch kam aus dem Gerät, als der Motor mit Getöse anging. Er gab weniger Gas, der Lärm ließ nach, und er begann, die Maschine über den Vorgarten hin- und herzuschieben. Saftiges Gras flog in feuchten Klumpen seitlich aus dem Gerät. Die Rasenstreifen die Straße hoch waren von einem anderen Grün als die Streifen in der anderen Richtung, was ein symmetrisches Muster ergab.

So schnell ich konnte, rannte ich hinein, um meinen Spielzeugrasenmäher zu holen. Ich beeilte mich, Dad im Gleichschritt zu folgen, wir liefen den Rasen gemeinsam ab, ich im Gänsemarsch hinter ihm her, und achteten darauf, die knorrigen Wurzeln unserer großen Ulme zu umfahren. Als

er seine Hand hob, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, tat ich dasselbe, obwohl meine Stirn trocken war.

Mom und Sally saßen auf der Treppe vor dem Haus und beobachteten uns. Ich wollte ihnen unbedingt zeigen, wie hart ich arbeitete. Das war ein schönes Gefühl: wir alle zusammen im Garten. Ich wollte, dass es ewig so bliebe. Schon damals wusste ich, dass solche Momente kostbar sind. An diesem hellen Frühlingstag konnten uns keine Schatten den Blick aufeinander nehmen.

Am schönsten war es, wenn Dad Sally und mich zum Campus der Ohio State University mitnahm. Während des Semesters hatte er immer Jacket und Krawatte an und strahlte subtile Eleganz aus. Für ihn war es eine ernst zu nehmende Angelegenheit, Professor zu sein. An manchen Morgen beobachtete ich von meinem Posten im Badezimmer, wie er sich mit schnellen, gezielten Bewegungen mit einem Rasiermesser rasierte; der weiße Schaum, der sein Gesicht bedeckte, zischte zur Seite. Später wechselte er zu einem elektrischen Rasierapparat, und wenn er die runden Scherköpfe über sein Kinn führte, hörte ich das Brummen lauter und wieder leiser werden. Wenn er fertig war, blies er kräftig in die Zwischenräume der Klingen und holte die dicken Stoppeln heraus, bevor er ein wohlriechendes Rasierwasser in die Hand goss und sich kräftig auf die Wangen schlug.

Seine Handlungen waren präzise und konzentriert. Er musste Aufgaben erledigen, Lektüre zusammenstellen, historische und naturwissenschaftliche Erkenntnisse miteinander verbinden. Schon seinen Vorbereitungen sah man an, wie intensiv er geistig arbeitete.

Bei einem neuen Hemd kämpfte er damit, den oberen Knopf an seinem immer noch etwas klobigen Hals zuzuknöpfen, ein Vermächtnis aus seiner aktiven Zeit als Kugelstoßer auf der Highschool. Er durchstöberte seinen Badezimmerschrank nach einem Rasiermesser, das er vorsichtig aus seinem Karton holte. Mit viel Zartgefühl schnitt

er den Stoff leicht ein, um das Knopfloch wenige Millimeter größer zu machen. Schließlich knöpfte er das Hemd bis nach oben zu und band seine Krawatte zu einem perfekten klassischen Knoten zusammen.

Dads Büro in der Philosophischen Fakultät befand sich in University Hall, dem ältesten Gebäude der Ohio State University, einem roten Backsteinbau mit Giebeln, einem Schieferdach und einem Uhrenturm. Es liegt vor dem Oval, dem großen Rasen in der Mitte des Campus, der von Gehwegen durchzogen ist, auf denen die vielen Studentinnen und Studenten zu den Lehrveranstaltungen strömen. Ein Schild vor dem Gebäude weist das Jahr 1870 als Baujahr aus. Auf einem kleinen Felsen in der Nähe markiert ein weiteres Schild den 40. Breitengrad nördlich des Äquators genau an dieser Stelle. Als Kind suchte ich nach einer Linie im Gras, aber Dad sagte mir, dass Breitengrade unsichtbar seien. Sie seien von Wissenschaftlern geschaffen worden, um die Erde zu vermessen und den Menschen bei der Navigation zu helfen, wobei ein Breitengrad etwa 100km vom nächsten entfernt sei. Auf dem Globus konnte ich sehen, dass sich Madrid auf der anderen Seite des Ozeans in Spanien befand und Denver weit weg im Westen ebenfalls auf dem 40. Breitengrad lag. Beim Betrachten von Karten und Globen fühlte ich mich sicher, weil ich wusste, wo auf der Welt ich mich befand.

Von University Hall war es nur ein kurzer Weg zum riesigen Ohio Stadium, Horseshoe – Hufeisen – genannt, wo die Heimspiele der Footballmannschaft Buckeyes stattfanden. Damals fasste es 88.888 Menschen, was ich immer für eine großartige Zahl hielt. Wenn Mom und Dad uns zu den Heimspielen mitnahmen, gingen wir in der frischen Herbstluft über den Campus, inmitten zahlreicher Gruppen begeisterter, drängelnder Fans. Jedes Spiel ein scharlachrotes und graues Meer von Menschen, aus der Menge immer wieder Ausbrüche purer Emotion.

Wenn Dad Sally und mich in sein Büro mitnahm, kam

häufig ein Grüppchen von Professoren, wissenschaftlichen Mitarbeitern und Sekretärinnen vorbei, um die kleinen Forscher im Schlepptau zu begrüßen. Es wurde viel gefragt und viel gelacht, der Wissendurst lag geradezu in der Luft. Einmal ging Dad mit mir zum kleinen Radiosender auf dem Campus, wo seine wöchentliche Sendung über Philosophie und Alltag aufgenommen wurde. Zu Hause oder im Auto hörte ich immer wieder Dads Stimme über den Sender WOSU. Er erklärte genau, wie die Suche nach Wissen ein neues Licht auf das Leben der Menschen werfen könne. Es war klar, dass ich da einen exklusiven Zirkel besuchte. Würde ich, wenn ich mich richtig anstrenge, eines Tages Teil davon sein? Ein Ziel zu haben, versetzte mich schon immer in bessere Stimmung. Meine größte Befürchtung war und ist, dass da nichts mehr ist, wonach ich streben kann. Ohne Vorwarnung könnte alles zum Stillstand kommen, mein Leben wäre absolut sinnlos, am Nullpunkt. Ich war stolz darauf, der privilegierte Sohn eines Professors an der Ohio State University zu sein. Doch da lag eine Falle versteckt, die jederzeit zuschnappen konnte.

* * *

Ein halbes Jahr später fuhr Dad mit uns zum Haus meiner Großmutter zur anderen Seite der Stadt, wo Mom aufgewachsen war. Allerdings war der Tag schon jetzt, am frühen Nachmittag, zum Albtraum geworden. Ich wäre am liebsten aus dem Auto gesprungen, aber wir fuhren zu schnell.

Ehe es Autobahnen gab, führte uns die Fahrt über den Olentangy River in Richtung Innenstadt, bevor wir die East Broad Street verließen, bis die Bäume und gepflegten Rasenflächen von Bexley zu sehen waren. Gewöhnlich war dies eine halbe Stunde der Vorfreude, während der Sally und ich auf dem Rücksitz spielen konnten, doch heute war die Fahrt ein Desaster. Dad schien bedrohlich groß, als ob er auf einer unsichtbaren Erhöhung säße, seine Augen glühten, und seine Bewegungen waren ruckartig. War sein

Lächeln freundlich oder höhnisch? Es sah aus wie beides zugleich. Seine übliche Geduld und Eleganz waren verflogen. Mom kauerte neben ihm auf dem Vordersitz.

»Es ist absurd«, sagte er wie zu sich selbst, »zu denken, dass irgendein Philosoph mit Selbstachtung auch nur im Traum eine solche Aussage machen würde.« Er schnaubte verächtlich. »Völlig absurd!« Obwohl ich nicht genau wusste, was er meinte, war absolut klar, dass er recht hatte und alle anderen im Unrecht waren. »Ich werde diese akademische Debatte ein für alle Mal beenden!«, brüllte er, aber wem wollte er das eigentlich sagen?

Warum schrie er so laut herum?

Unser Plan war, Großmutter abzuholen und zum Willard unten an der Main Street zu fahren, einem Restaurant, in dem es köstliche Brathähnchen gab. Das Willard war eine Institution, seit Mom ein kleines Mädchen gewesen war. Alle paar Wochen nach der Kirche fuhren wir dorthin. Aber Dad war den ganzen Morgen überheblich und wütend gewesen. Warum war das Haus nicht makellos sauber? Das Footballteam der Ohio State University: *Er* wäre ein besserer Trainer. Warum erhielt er nicht die Anerkennung, die er so sehr verdient hatte? Normalerweise waren Sally und ich in seinen Augen fast perfekt, heute jedoch waren wir nicht schnell genug fertig und beantworteten seine Fragen nicht rasch genug. Mom riss sich zusammen, versuchte, mit ruhiger Stimme zu sprechen, aber er schien es nicht zu bemerken. Schon damals spürte ich, dass er geradezu *hoffte*, etwas würde schiefgehen, damit er seine Weisheit und Kraft unter Beweis stellen konnte.

Ich geriet immer mehr in Alarmbereitschaft und betete, dass er aus seinem Zustand herauskommen möge. Aber was konnte ich tun, um dem Ganzen ein Ende zu bereiten? Instinktiv wusste ich, dass ich ein guter, vielleicht sogar perfekter Sohn sein musste, um die Familie zusammenzuhalten. Aber wie sollte ich diese Rolle ganz ohne Regieanweisungen spielen?

Schließlich erreichten wir Großmutter lange, schmale Einfahrt, die zum Hintereingang führte. Mom stieg so schnell sie konnte aus und holte Großmutter. Nachdem sich meine Großmutter mit Sally und mir auf den Rücksitz gequetscht hatte, tadelte Dad sie genervt dafür, dass sie noch nicht fertig gewesen war, als wir bei ihr ankamen. Mom versuchte, sie zu verteidigen, aber Dad übertönte sie einfach, was fast nie passierte. Wie allwissend er doch war!

Wer war dieser Mann?

Als wir langsam auf den Parkplatz neben dem Willard einbogen, rutschte mir mein Herz in die Hose. Eine lange Schlange reichte bis hinter das Gebäude und bewegte sich nur im Zeitlupentempo vorwärts. Mein Pullover kratzte, ich fühlte mich wie damals im Winter während eines Besuchs im Schuhgeschäft. Entnervt vom Anprobieren so vieler Anzugschuhe in meinem dicken Wintermantel, hatte ich den Verkäufer aus purer Frustration vors Schienbein getreten und damit Mom in große Verlegenheit gebracht. Eigentlich habe ich fast immer alles in mich hineingefressen. Aber wenn ich ungeduldig wurde, mir etwas zu weit ging oder ich wütend wurde, brach es manchmal im Bruchteil einer Sekunde heftig aus mir heraus. Manchmal ist das heute noch so.

Als wir aus dem Auto kletterten und am Ende der wuseligen Schlange standen, spürte ich, dass ein Ausbruch kurz bevorstand. »Komm schon«, rief ich ungeduldig, während mir die Schweißperlen den Rücken herunterliefen. Sally trat einen Schritt zurück, als ob sie sich fragte, wer wohl als Nächster explodieren würde.

»Stephen«, befahl Mom – sie rief mich immer mit ganzem Namen, wenn es Ärger gab –, »du musst geduldig sein. Denk daran, wie lecker das Essen sein wird.« Vielleicht würde sie die über uns hereinbrechende Flut durch schiere Willenskraft eindämmen können.

»Warum kann Steve nicht einfach stillstehen?« Großmutter erreichte ebenfalls ihren Siedepunkt. Nach ein paar

Minuten in der Schlange, die sich einfach nicht vorwärts bewegen wollte, marschierte ich zurück in Richtung Parkplatz. Verärgert ballte Mom die Faust in der Tasche. Schließlich kam Dad mit triumphierender Pose herüber, packte mich am Arm und eskortierte mich sanft, aber bestimmt zum Auto. Mit einer schwungvollen Geste seines rechten Arms bedeutete er allen anderen, zu uns zu kommen. Wir stiegen schweigend ein, und die Menschenmenge erlebte den seltsamen Rückzug unserer heftig erregten Familie.

Das einzige Geräusch, das ich hörte, war mein eigenes schnelles Atmen. »Können wir das Fenster öffnen?«, fragte ich, während Dad den Schlüssel ins Zündschloss steckte. Aber niemand rührte sich. Mit einer fast perversen Freude über das Ende des Nachmittags fuhr Dad, immer etwas zu schnell, die wenigen Blöcke zurück zu Großmutter's Haus. In ihrer Küche konnte sich Großmutter nicht mehr zurückhalten. »Also sowas!«, rief sie. »Solch einen Eindruck bei all diesen Leuten zu hinterlassen!«

Dad konterte in einem Tonfall, den ich noch nie bei ihm gehört hatte. »Ruth«, brüllte er mit rotem Gesicht, »wenn du ihn nicht immer so verwöhnen würdest, wenn Sally und er bei dir übernachten, wäre das nie passiert!« Ich hatte das merkwürdige Gefühl, dass er sie immer schon so hatte zurechtweisen wollen, aber vorher nicht den Mut dazu hatte. Erst viel später begriff ich, dass er jahrelang von seiner konservativen, kontrollierenden Schwiegermutter gegängelt worden war, dies aber einfach hingenommen hatte. Außerdem war er dabei, in eine manische Episode zu gleiten, einer der beiden Pole der bipolaren Störung.

Menschen, die sich in Richtung Manie bewegen, sind zuerst lebhaft, fröhlich, sehr gesellig und fühlen sich grandios. Man nennt diesen Zustand Hypomanie – sie fühlen sich als jemand Besonderes und Privilegiertes. Nur *ihre* Ideen sind erstrebenswert. Die Musik ist himmlisch, Farben sind brilliant, ihre Empfindungen magisch. Eine mysteriöse, leuchtende Energie durchdringt jeden einzelnen Augen-

blick. Warum sollte man schlafen? Man hat genug »Saft und Kraft«, um den ganzen Tag und die meiste Zeit der Nacht Höchstleistungen zu vollbringen.

Doch schon bald, wenn sich die Hypomanie zu einer vollen Manie entwickelt, gerät alles außer Kontrolle. Der Motor dreht sich mit voller Geschwindigkeit und die Ziele werden intensiv weiterverfolgt. Aber es mangelt an Verständnis dafür, dass andere Menschen den eigenen Heißhunger nach neuen Unternehmungen nicht teilen, egal wie haarsträubend oder unverschämt diese auch sein mögen. Das Leben ist ein stetiges *Jetzt*, für Stillstand und Verzögerungen bleiben keine Geduld. Mehr noch: Wenn Menschen manisch sind, neigen sie dazu, ihren Mitmenschen direkt an die Gurgel zu gehen, und sie spüren jede kleine Schwäche beim Gegenüber, als hätten sie ein Radar dafür. Eine vollständig ausgeprägte Manie ist ein Zustand, in dem Energie, Überlegenheit und Reizbarkeit – plus wachsende Wut über das trödelige Tempo der anderen – in einer explosiven Mischung lodern.

Bei den meisten Menschen mit bipolarer Störung wechseln sich Manien mit Zeiten elender Depression ab, und zwar nach Zeitmustern, die für jedes Individuum einzigartig sind. Das ist eines der größten Rätsel zur seelischen Gesundheit: Wie können Menschen nach der Hochstimung einer manischen Episode, eine Woche, einen Monat oder ein Jahr später am verzweifelten Tiefpunkt einer schweren Depression sein? Es gibt zahlreiche Theorien darüber, und viele davon beziehen sich auf einen veränderten Stoffwechsel der wichtigsten chemischen Stoffe im Gehirn. Tatsächlich könnte eine bipolare Störung ebenso eine Störung des »Taktgebers« sein, wie sie eine Störung der Gefühlslage ist.

Die bipolare Störung ist ein Zustand mit fragmentierten, völlig fehlregulierten Emotionen, und deshalb muss man sie in tödlicher Weise ernst nehmen. Das Suizidrisiko ist enorm hoch, vor allem, wenn manische Ekstase und

depressive Verzweiflung gleichzeitig in einem sogenannten *Mischzustand* oder einer *gemischten Episode* auftreten. Diese Intervalle sind von so viel roher Energie geprägt, dass die Person nun in der Lage sein kann, auf die lähmende Hoffnungslosigkeit der darunterliegenden Depression zu reagieren. Die mangelnde Impulskontrolle im Zusammenhang mit einer Manie macht es unmöglich, negative Gefühle auch nur für den Bruchteil einer Sekunde zu ertragen.

Unbehandelt unternimmt fast die Hälfte der Menschen mit bipolarer Störung den Versuch, das eigene Leben zu beenden, und ein Drittel dieser Versuche ist erfolgreich. Lassen Sie sich nicht einreden, dass eine bipolare Störung nur ein Lebensstil ist oder dass Manien immer angenehm sind. Allzu oft kommt es zur Selbstzerstörung.

Warum aber wurde bei Dad nach seiner ersten Episode, die ihn fast das Leben gekostet hätte, seit seinem 16. Lebensjahr eine Schizophrenie diagnostiziert? Seine gewaltige Energie, sein grandioser Plan, die Welt vor den Faschisten zu retten, und sein impulsives, gereiztes Wesen waren deutliche Anzeichen einer voll entwickelten manischen Episode. Wenn Manien und Depressionen an Intensität zunehmen, kommt es jedoch häufig zu psychotischen Symptomen, einschließlich Halluzinationen (Stimmen hören oder imaginäre Objekte sehen), zu Wahnvorstellungen (feste irrationale Überzeugungen) und zu höchst unlogischem Denken. Diese Anzeichen sind in der Regel an den zugrunde liegenden Stimmungszustand gebunden. Dads Stimmen und Überzeugungen in Bezug auf die Rettung der Welt standen beispielsweise sehr gut im Einklang mit seiner manischen Grandiosität.

Über weite Strecken des 20. Jahrhunderts hielten US-Psychiater an dem Glauben fest, dass das Vorhandensein psychotischer Symptome auf Schizophrenie hindeute, eine Denkstörung mit anhaltenden Störungen der Logik und Rationalität. Manisch-depressive Erkrankungen, wie sie damals genannt wurden, wurden so gut wie nie diag-

nostiziert. Es dauerte bis in die 1970er-Jahre, dass sich die genauere europäische Sichtweise durchsetzte, die eine Diagnose der bipolaren Störung auch bei Vorhandensein psychotischer Symptome ermöglicht. Bipolare Störungen – von der bis zu vier Prozent der Bevölkerung betroffen sind, wenn das gesamte Spektrum berücksichtigt wird – sind tatsächlich bei sorgfältiger Diagnose etwa dreimal häufiger als Schizophrenie.

In klassischen Fällen der bipolaren Störung, wie bei Dad, sind die Zeiträume zwischen den Episoden von einer nahezu vollständigen Rückkehr zur normalen Funktionsfähigkeit gekennzeichnet. Kein Wunder, dass ich so schockiert war, als plötzlich ein selbstherrliches, wütendes Selbst von meinem ruhigen, philosophischen Vater Besitz ergriff, bevor er ohne Vorwarnung wieder in seinen ursprünglichen Zustand zurückkehrte. Moms verzweifelter Gesichtsausdruck während der Szene beim Willard blieb mir noch lange im Gedächtnis. Wie oft hatte sie es kommen sehen und war nicht in der Lage gewesen, den Dambruch aufzuhalten?

Zurück in Großmutterns Küche genoss Dad seinen Ausbruch. Schließlich stand Mom auf und eilte, das Gesicht hinter ihren geballten Fäusten verdeckt, hinaus. Dad scheuchte Sally und mich wütend aus dem Haus und öffnete das Auto. Damit Dad nicht erneut losbrüllte, schwieg ich. Zähnefletschend starrte uns das Trauma an, das unter der Oberfläche unserer Familie versteckt lag. Wir fuhren schweigend nach Hause, in meinen Ohren zischte weißes Rauschen. Zuhause angekommen, gingen Sally und ich auf unsere Zimmer. Ich versuchte, den Nachmittag aus meinem Gedächtnis zu bekommen. Wir fuhren danach nie wieder zum Willard.

Innerhalb einer Woche verschwand Dad. Es war nicht das erste Mal. Und es sollte auch nicht das letzte Mal gewesen sein. Während sich die Wochen hinzogen, wartete ich, ohne mir etwas anmerken zu lassen. Es wurden keine

Fragen gestellt, keine Antworten gegeben. Ich konzentrierte mich auf die Schularbeiten und auf Sport, um meinen Körper und meinen Geist zu beschäftigen – um mich davon abzuhalten, zu fragen und zu fühlen. Ich hatte keine Ahnung, dass die Ärzte unsere Eltern angewiesen hatten, Dads psychische Krankheit Sally und mir gegenüber nicht einmal zu erwähnen. Jeden Tag durch das Haus zu gehen war so anstrengend, als wäre ich ein Bergsteiger, der im Himalaja einen Gipfel ohne Sauerstoffflaschen besteigt. Alle paar Schritte blieb ich stehen, ich hatte das Gefühl, langsam zu ersticken, und japste nach Luft. Wie lange würde das noch so weitergehen?

Ich habe normalerweise ein ganz gutes Gedächtnis, aber um Dads Abwesenheit und Rückkehr herum schaltete sich der Computer in meinem Kopfeinfach ab. Eine Art Vakuum saugte meine Erinnerungen aus dem Kopf heraus, genau wie die Wasserpumpe in unserem Keller, die das überschüssige Hochwasser in die Einfahrt pumpt. Doch diese Pumpe war in meinem Kopf und nahm mir die Erinnerung.

* * *

Im folgenden Frühjahr liefen die Vorbereitungen für ein Fest auf Hochtouren. Es war Samstagabend. Wenn meine Eltern solche Partys gaben, war es, als öffnete sich ein Tor zu einer anderen Welt. Für einige kostbare Momente verflüchtigte sich die gereizte Stimmung im Haus. »Cocktails um 6 Uhr«, so lautete die Einladung.

Mom machte sich große Sorgen. Würde Dad gesund bleiben, würde er seine Rolle als Gastgeber einnehmen können? Wenn er das nächste Mal verschwand, würde er dann je wieder zurückkehren? Aber wenn sie irgendwie weitermachten, so, als sei nie etwas gewesen, konnten sie vielleicht alle Fragen der Verwandten, der Nachbarn und der Kollegen an der Uni über Dads Geheimnisse im Keim ersticken. Für meine Mutter, die in einer Zeit aufgewachsen war, in der der schöne Schein alles war, war es das Größ-

te, eine solche Party zu geben. Sie war ihr ganzes Leben lang eine sehr gute Schülerin und Studentin gewesen und hatte meinen Vater Ende der vierziger Jahre kennengelernt, während sie an der Ohio State University ihren Master in Geschichte machte. Jetzt war sie eine stolze Ehefrau und Mutter und trug die Hoffnung für ihre Familie wie eine Medaille vor sich her. In Erwartung von lauter fröhlichen Freunden und Kollegen bereitete sie das Haus vor.

Auch Dad war in seinem Element. Er war ein verheißungsvoller Wissenschaftler, ein logischer Positivist, außerdem ein Meister in klassischer Philosophie. Wie mir Mom Jahre später sagte, war er damals der Vorzeigewissenschaftler der Philosophischen Fakultät der Ohio State University. Bei allen Zusammenkünften hielt er Hof und erzählte von den großen Ideen der Welt. In wenigen Stunden würde der Charme und die Gelehrsamkeit des Paares voll zur Geltung kommen, ein Bild der Anmut und des Erfolgs.

Hoch über dem Esstisch beleuchteten die kleinen Kronleuchter die Teller mit den Häppchen – Russische Eier, Spargelstangen, Sandwichs mit Brunnenkresse –, während der Hauptgang im Ofen garte. Im Wohnzimmer sorgten die hellbraunen und orangenen Lichtkegel der Schirmleuchten für einen sanften Schimmer. Eine Rede des Präsidenten Eisenhower lief im Radio, während Mom rasch die letzten Vorbereitungen traf, Kissen aufrichtete und Aschenbecher auf den Tischen verteilte.

Dad hatte seine Lieblingsplatten aufgelegt. Der Triumphmarsch aus der *Aida* ließ die Luft erzittern und beförderte uns nach Ägypten, danach hörten wir Bach, gespielt von E. Power Biggs, seine klangvollen Orgelakkorde verwandelten unser Haus in eine Kathedrale.

Grüne, braune und bernsteinfarbene Karaffen mit hochprozentigem Inhalt schimmerten auf dem Klapptisch, den Dad in der Nähe der hinteren Veranda aufgestellt hatte; das war seine Bar für den Abend. Die Shaker glitzerten, die Schalen mit den Eiswürfeln waren so kalt, dass die Finger

an der Metalloberfläche haften blieben, wenn man sie zu berühren wagte. Die Spirituosen rochen leicht nach Medizin und verhießen ein heimliches Vergnügen.

Als die Party beginnen sollte, zogen Sally und ich unsere Schlafanzüge an und warteten auf der Treppe sitzend auf die Babysitterin. Endlich klingelte es an der Tür und die Gäste strömten herein: Professoren, Ärzte, Künstler, Nachbarn. Durchs Haus tönten die lauten Stimmen der Männer; sie trugen Tweedjacken, während die Frauen in ihren Kleidern funkelten. Ein elegantes Paar nach dem anderen legte die Mäntel ab und strahlte.

»Alene«, sagte einer bewundernd zu Mom. »Du siehst großartig aus heute Abend! Was für ein Anblick!«

»Wo ist Virgil?«, fragte ein anderer mit einem breiten Grinsen auf dem Gesicht. »Aha, wie ich vermutet habe, er schenkt drüben am Tisch seine Cocktails aus! Komm rüber, du König der Philosophen, und sag Hallo!«

Ein dritter brüllte so laut, dass alle es hören konnten: »Ich war jahrelang auf der Suche nach der perfekten Party, aber hier spielt sie sich direkt vor meinen Augen ab, chez Hinshaw! Gib mir einen Drink, und zwar sofort!«

Auch Sally und ich wurden mit Zuneigung überschüttet, wie es in den fünfziger Jahren eben so üblich war. »Wie groß du geworden bist, Steve! Und Sally, du bist fast genauso groß. Wie schön du bist, genau wie deine Mutter! Komm her und umarme uns.« Noch ein Gast trat ein. »Steve, willst du es deinem kernigen Vater gleich tun und Wissenschaftler und Sportler werden?« Aus der enthusiastischen Ehefrau eines Kollegen sprudelte es heraus: »Sally, nimmst du schon Ballettstunden?«

Im Wohnzimmer an seiner behelfsmäßigen Bar maß Dad mit einem schiefen Grinsen jeden Schuss Alkohol sorgfältig ab, bevor er das gewünschte Getränk im Cocktailshaker schüttelte, und goss dann, bevor er den Drink servierte, noch etwas mehr dazu. Sein Esprit war unübersehbar, sein Lachen ansteckend.

Als die Babysitterin eintraf, stöhnten Sally und ich. Mom begleitete uns nach oben, aber wir konnten immer noch ein paar Gespräche hören. »Virgil, was macht Bertrand Russell heutzutage? Worüber hast du mit ihm in Princeton gesprochen?« Dad hatte, während er promovierte, bei dem bekannten Philosophen Vorlesungen gehört.

»Alene, wie kann man denn so gut aussehen wie du – mit zwei Kindern im Schlepptau? Aber wir müssen dich an der Uni unterbringen, für jemanden mit deinen Talenten gibt es sicher eine Stelle in Geschichte oder Englisch.«

Unter den Männern hieß es: »Kann Woody mit den Buckeyes im Herbst wieder Landesmeister werden? Wir holen uns den Rose Bowl!«

Heiteres Gelächter schallte in regelmäßigen Abständen die Treppe hinauf. Eine begeisterte Stimme rief: »Draußen mag ja Kalter Krieg sein, aber hier im Haus ist es warm! Auf unsere zauberhaften Gastgeber!« Man hörte Gläser klirren. Von oben malte ich mir den Glanz der Edelstahlplatten und -behälter aus, in denen das Essen warmgehalten wurde. Die blaugelben Flammen unter ihnen verströmten ihren schwachen Duft von brennendem Spiritus bis in unsere Schlafzimmer.

Zwanzig Jahre später und einige Jahre, nachdem Dad und ich unser erstes schicksalsschweres Gespräch während meiner ersten Frühjahrssemesterferien geführt hatten, erfuhr ich von Mom, wie sie während der Party in einer kurzen Verschnaufpause am Wohnzimmerfenster vorbeiging und plötzlich zitterte. Ihr kam ein klarer, kalter Nachmittag ein paar Monate vor der Party ins Gedächtnis. Dad und sie hatten genau an dieser Stelle am Fenster gestanden und auf die Häuser der Nachbarn geschaut, nachdem er aus dem Columbus State Hospital zurückgekehrt war, nach einer Zeit unkontrollierten Verhaltens, mit Stimmen im Kopf und mit Verfolgungswahn. Der Vorfall beim Willard war ein deutliches Zeichen – im Nachhinein kann man sagen,

dass bei ihm in einem erschreckend schnellen Tempo eine manische Episode eskaliert war.

Die Therapie im Columbus State Hospital bestand auch aus einer Elektrokrampftherapie, abgekürzt EKT. Dabei wurden Elektroden an seinen Schläfen angebracht, um in seinem Gehirn einen tonisch-klonischen Krampfanfall hervorzurufen, ein sogenannter Grand Mal-Anfall. Zusätzlich hatten ihm die Ärzte hoch dosiertes Chlorpromazin, das erste Medikament gegen Psychosen, verschrieben. Doch als Dad wieder zu Hause war, war etwas nicht in Ordnung. Normalerweise kehrte er nach einem Anfall von Wahnsinn zu seinem normalen Selbst zurück, aber nun schien er wie im Nebel, seine Persönlichkeit schien verschüttet. Mom machte sich Gedanken, ob dies die Auswirkungen seiner Erkrankung oder die der Behandlung waren. Um Sally und mich vor Dads Verwirrtheit zu schützen, schickte sie uns über mehrere Wochenenden zu unserer Großmutter.

Zaghaft und mit matter Stimme fragte ihr Mann eines Samstags: »Liebling, könntest du mir ein wenig helfen?« Seit seiner Rückkehr schien er ein dringendes Bedürfnis nach dem anderen zu haben. Sie versuchte, geduldig zu bleiben. »Mir scheint, ich habe die Namen unserer Nachbarn vergessen«, klagte er. »Was soll ich sagen, wenn sie mich ansprechen? Kannst du mir helfen?«

Die Namen der Nachbarn, die sie seit Jahren kannten? Was war mit dem brillanten Wissenschaftler geschehen, den sie geheiratet hatte? Mit jeder Episode wurde ihr klarer, dass sie auch die Rolle der Mentorin, Helferin und Betreuerin übernehmen musste. Sie zeigte sofort auf die andere Straßenseite und schlug einen geschäftigen Tonfall an: »Erinnerst du dich an die Caldwells, also an Pete und Angie? Da, im weißen Haus auf der anderen Seite?« Dad folgte ihrem Blick, doch sein Gesichtsausdruck war leer. »Wir spielen Badminton mit ihnen, weißt du noch? Pete ist der Mittelpunkt auf jeder Party, er hat immer einen Witz oder eine Geschichte parat. Erinnerst du dich?«

Er starrte hinüber, ein Funken des Erkennens in seinem Blick. »Sicher«, sagte er leise, »ich habe sie vor Augen. Wie heißen sie noch mal?« Als spräche sie mit einem Kind, erklärte sie es noch einmal. »Und was ist mit denen von nebenan?«, fragte er. »Der Mann scheint mich so gut zu kennen.«

»Schatz, du musst dich doch an die Barkers erinnern?« Beide blickten auf das beigefarbene Haus gegenüber der Einfahrt. »Bill, er begrüßt dich immer, wenn du vom Campus zurückkommst? Er ist etwas kleiner als du, Bürstenhaarschnitt und trägt Fliege? Und drei Türen weiter«, fuhr Mom fort, »die Drakes?« Beide reckten die Köpfe. »Tim ist in Steves Alter. Seine ältere Schwester Mary ist schon auf der Junior-Highschool.«

»Wie heißen die Kinder noch mal?« Sie atmete tief durch und begann von Neuem.

Doch zurück zur Party. Moms kurze Tagträumerei ging zu Ende. Sie sah, wie ihr Mann ein Glas füllte und sich mit einem freien Stuhl einen Weg durch die Gäste bahnte. Wie ausgewechselt, dachte sie, wieder ganz der gesellige, angesehene Philosoph, den sie geheiratet hatte. Nichts verriet seine inneren Geheimnisse, seine unerfreulichen Abwesenheiten. Es hatte einige Wochen gedauert, bis sich seine Verwirrtheit gebessert hatte, schließlich aber war sein Gedächtnis zurückgekehrt, insbesondere als die Chlorpromazindosis gesenkt wurde. Ihre Blicke trafen sich und sie nickten einander zu – das Fest war ein Erfolg. Doch wann würden die verräterischen Zeichen zurückkehren, die Anzeichen des einsetzenden Wahnsinns? Um zu überleben, würde sie sich auf die guten Zeiten konzentrieren müssen, zum Beispiel auf heute Abend. Dies war eine der wichtigsten Entscheidungen ihres Lebens. Wenn sie in der Vergangenheit verharrte – oder zu sehr an die nächste Episode dachte und an die Distanz zwischen ihnen beiden während seiner Wahnsinnsattacken –, wäre sie nicht in der Lage, auch nur einen weiteren Tag zu ertragen.

Sie war wieder ganz bei der Feier und sorgte dafür, dass jeder Gast einen Nachschlag bekam. Als der Kaffee serviert wurde, murmelten manche Paare, ihre Babysitter würden warten. Sally und ich schliefen inzwischen schon seit Stunden im schwachen Sternenlicht, das durch unsere Fenster schien.

Die Gespräche plätscherten dahin, noch mehr Feiern-
de suchten ihre Habseligkeiten zusammen. Pflichtbewusst
brachte Mom sie mit einem tapferen Lächeln zur Tür. Wei-
tere Gäste machten sich daran, sich zu verabschieden.

Wartet, dachte sie verzweifelt. Geht nicht weg! Wenn
die Party nur noch etwas weiterginge. Wenn sie die Magie
doch nur festhalten könnte.

2. Im fernen Kalifornien

Lebte ich in zwei verschiedenen Welten, je nachdem, ob Dad anwesend war oder nicht? Bestand Dad aus zwei unterschiedlichen Personen? War das bei mir auch so?

Seine spezielle Form der bipolaren Störung war eindrucksvoll – mit Episoden, die in den späten Teenagerjahren begonnen hatten und rasch zu Manien voller Größenideen eskalierten, mit wundersamen Genesungen nach Monaten unverständlichen Verhaltens und einer bemerkenswert normalen Funktionsfähigkeit zwischen den Episoden. Einige nennen dieses Muster »Cade's disease«, benannt nach John Cade, dem australischen Psychiater und Pionier der Lithiumbehandlung bei bipolaren Störungen, der in den späten 1940er-Jahren dieses klassische zyklische Muster beschrieben hatte. Nicht jeder mit einer bipolaren Störung weist so ausgeprägte Manien und Depressionen auf. Tatsächlich haben die meisten auch zwischen den Episoden anhaltende Symptome. Doch Dad zeigte dieses extreme, klassische Muster bis in ein relativ hohes Alter. Es ist nicht überraschend, dass meine Welt auf den Kopf gestellt wurde, wenn er plötzlich in eine ganz andere Persönlichkeit schlüpfte, die sich so sehr von seinem sonstigen Wesen unterschied. Wenn er verschwand, blieb meine Zeit stehen, und ich wagte noch nicht einmal, mich zu fragen, wo er denn sein könnte. Wenn er nach Wochen oder Monaten zurückkehrte, war er rational, ruhig und ansprechbar. An ihn konnte ich mich wenden, wenn ich verwirrt oder bestürzt war.

So stark Mom auch war – hielt sie doch die Familie mit schierer Willenskraft zusammen –, sie konnte mich nicht traurig oder wütend sehen. Vielleicht hätte sie das an einen anderen Mann im Haus erinnert, dessen Emotionen manchmal zerstörerisch waren. Ich lernte, Dinge für mich zu behalten.

Niemand durfte sich je anmerken lassen, dass etwas anders war. Ohne, dass wir proben durften, waren wir alle mit ernsthafter Schauspielerei beschäftigt, wir fanden uns in steifen Kostümen und verwirrenden Szenen wieder. Mit der Zeit taten wir so, als würden wir gar nicht nur so tun – als würden wir das ultimative Theaterstück aufführen. Jede Aufführung war live, und wir spielten unsere Rollen so, als hinge unser Leben vom Erfolg des Stücks ab. Warum waren die wichtigsten Dinge im Leben unserer Familie ein solch überdauerndes Geheimnis? Was auch immer hinter dem Schweigen steckte, es musste so verheerend sein, dass es uns zerstört hätte, wenn es ans Licht gekommen wäre.

In den letzten Jahrzehnten habe ich mich, über meine wissenschaftliche Laufbahn im Bereich der seelischen Gesundheit von Kindern und Jugendlichen hinausgehend, mit dem Konzept des *Stigmas* beschäftigt – und zwar angeregt von all dem, was ich vor vielen Jahren von Dad zu lernen begann. Der Begriff Stigma wird definiert als die Schande und Erniedrigung, die Mitgliedern sozialer Gruppen zuteil wird, die für unwürdig, schmutzig oder unantastbar gehalten werden. Von seinem griechischen Ursprung her bedeutet Stigma im wörtlichen Sinne Merkmal oder Brandmal. Auf der Agora, dem öffentlichen Marktplatz im alten Athen, war es ein Zeichen für die damaligen Bürger, wer für Sparta gekämpft hatte oder wer ehemaliger Sklave war. Ein eingebranntes Mal in der Haut, ein körperliches Stigma, ein sichtbares Zeichen der Schande, um diejenigen auszugrenzen, die nicht alle Grundrechte verdient hatten – die wahren Ausgestoßenen.

Heutzutage kommt es von Zeit zu Zeit immer noch zu diesen sichtbaren Markierungen. KZ-Häftlingen wurden im nationalsozialistischen Deutschland Zahlen eintätowiert. In der ersten Zeit der Epidemie wurden auch Menschen mit HIV in bestimmten Ländern körperlich gekennzeichnet. Heute jedoch ist ein Stigma meist psychisch und bezieht sich auf subtilere, wenngleich immer noch verheerende Zei-

chen dafür, schlichtweg Teil einer untauglichen Gruppe zu sein. Ein Stigma belastet alle Interaktionen zwischen diesen Personen und den Mitgliedern der Mainstream-Gesellschaft und enthält die klare Botschaft, dass die Außenseiter unwürdig und verachtenswert sind.

Im Laufe der Geschichte und in allen Kulturen wurden viele verschiedene Eigenschaften mit einem Stigma belegt, darunter körperliche Missbildung oder Behinderung, Krankheiten wie Lepra (heute auch unter der Bezeichnung Hansen-Krankheit bekannt), die Hautfarbe oder Religion, andere sexuelle Orientierungen als die heterosexuelle, adoptiert zu sein oder eine psychische Krankheit zu haben. Einige Eigenschaften sind offen sichtbar, wie Hautfarbe, körperliche Behinderung und viele chronische Krankheiten. Leprakranke oder »Aussätzig«, wie sie genannt wurden, konnten durch ihre schuppigen, dunkel getönten, entstellenden Hautveränderungen von anderen Menschen unterschieden werden. Andere mit einem Stigma versehene Merkmale (wie die sexuelle Orientierung, eine Adoption oder Erfahrungen mit psychischen Störungen) lassen sich möglicherweise verheimlichen. Solche versteckten Stigmen können jedoch besonders belastend sein, da sich die Betroffenen immer wieder fragen, ob ihre Eigenschaften »durchsickern«, was bei jeder sozialen Begegnung zu Spannungen und Unsicherheiten führt.

Merkt es jemand? Wenn mein Geheimnis herauskommt, dass ich geisteskrank, ja, ein Verrückter bin, wird man mir aus dem Weg gehen. Vollständige Vertuschung ist der einzig mögliche Weg. Mit solchen Fragen und Entscheidungen sind Menschen wie mein Vater bis heute noch konfrontiert. Stigma erzeugt Scham, Stigma erzeugt Schweigen.

Im Laufe der kulturellen Entwicklung steigt mitunter die Akzeptanz für ehemals stigmatisierte Persönlichkeitseigenschaften oder Merkmale. Linkshändigkeit war früher eine Schande, ist aber heute kaum noch ein Thema. In den

letzten zwei Jahrzehnten hat sich ein beeindruckend rascher Wandel in der gesellschaftlichen Einstellung zur Ehe von Homosexuellen vollzogen, der vor allem von jungen Menschen ausging. Solche positiven Entwicklungen sind unübersehbar und lassen wirklich auf Toleranz und Akzeptanz hoffen. Doch psychische Störungen und geistige Behinderungen sind zu allen Zeiten und in fast allen Kulturen enorm stigmatisiert worden.

Obdachlosigkeit, Drogenmissbrauch und psychische Störungen – diese drei Eigenschaften erfahren laut aktuellen Meinungsumfragen am wenigsten soziale Akzeptanz. Die breite Öffentlichkeit möchte lieber keinen engen Kontakt zu solchen Personen, es gibt einen großen Wunsch nach *sozialer Distanz*. Zudem ist es wahrscheinlich, dass die Befragten bei den üblichen Fragebögen, die in solchen Untersuchungen verwendet werden, ihre negative Einstellung herunterspielen, um nicht intolerant zu wirken. Im Stillen denken sie möglicherweise weitaus negativer darüber.

In meiner Kindheit, während der vom Schweigen geprägten 1950er-Jahre, waren psychische Erkrankungen extrem stigmatisiert und im öffentlichen Bewusstsein an völlige Unfähigkeit und ein hohes Gewaltpotenzial geknüpft. Über eine halbe Million Amerikaner wurden unfreiwillig in überfüllten, unmenschlichen staatlichen Nervenkliniken untergebracht, von denen viele eher Schlangengruben ähnelten. Schon der Begriff »psychische Krankheit« machte einen Menschen zum Ausgestoßenen. Unsere Familie war diesem Kreuzfeuer ausgesetzt.

Als Junge kannte ich den Begriff *Stigma* nicht, der nach der Veröffentlichung von Erving Goffmans Klassiker zu diesem Thema ab 1963 Verbreitung fand. Ich wusste, dass es unter der ruhigen Oberfläche unserer Familie etwas Unvorstellbares gab – und was auch immer es war, es durfte nicht erwähnt werden. In den seltenen Momenten, in denen ich mir Emotionen erlaubte, hatte ich das Gefühl, so tief in einen Abgrund zu stürzen, dass ich mich nie wie-

der heraus kämpfen könnte. Die Scham und das Schweigen waren ohrenbetäubend. Unsere Familie wurde nicht für ihr schauspielerisches Können ausgezeichnet, aber wir hätten zumindest Nominierungen in allen wichtigen Kategorien verdient.

* * *

Wenn Dad zu Hause war, nahm er mich häufiger zur Seite, um über seine Familie in Kalifornien zu sprechen. Am Anfang im Wohnzimmer des Hauses an der Wyandotte Road, mit seinem weichen Teppich und den langen, blumengemusterten Vorhängen, und später, als ich die Grundschule abgeschlossen hatte und mit der Junior-Highschool begann, gingen wir dazu in seine Bibliothek in unserem neuen Haus. Jedes Mal fragte er nach, ob ich mich mit ihm über seine Familie unterhalten wollte. Da ich nicht wusste, wann er wieder verschwinden würde, nickte ich stets mit dem Kopf. Er überlegte sorgfältig, was er mir zeigen wollte, und legte schließlich eine Auswahl von Fotos ordentlich vor uns auf den Tisch. Im Zimmer war es still, und er war nicht imstande, den Eifer in seiner Stimme zu verbergen.

»Schau mal«, sagte er. Seine Brüder und all die anderen Verwandten im Westen schienen ein geheimnisvoller Stamm zu sein, so weit von Columbus entfernt wie Siam oder Brasilien. Südkalifornien war ein mystischer Ort, da war ich mir sicher. Dort wuchsen das ganze Jahr über Orangen auf den Bäumen und es gab weitläufige Strände am Pazifik. Dads Blick wanderte in die Ferne, während er sprach. Ich unterbrach ihn nie, sog jede Silbe in mich auf und unterdrückte jeden Drang, Nachfragen zu stellen.

Die Familie Hinshaw verbrachte ihre ersten Jahre in La Grange, Illinois, am Rand von Chicago. Opa Hinshaw war von 1912 bis 1924 Vorsitzender der »Prohibition National Party«. Der achtzehnte Zusatz zur Verfassung, durch den ein Alkoholverbot erlassen wurde, trat in seiner Zeit

als Parteiführer im Jahre 1920 in Kraft. Ich hoffte, dass auch ich eines Tages an der Geschichte mitschreiben würde. Doch ob und wann, stand in den Sternen. Sollte ich mich irgendwann gefragt haben, wie der Sohn einer führenden Figur in der Prohibitionsbewegung Spaß daran haben konnte, auf Dinnerpartys Cocktails zu mixen, so behielt ich diesen Gedanken für mich.

Virgil Sr.'s Interesse an der Prohibition geht auf seinen familiären Hintergrund als Quäker zurück, deren feste Überzeugung ist, dass im Alkohol der Ursprung vieler sozialer Probleme wie Kriminalität oder Kindesmisshandlung liegt. Mit zwölf Jahren trat er der »Band of Hope« bei, einer Jugendorganisation der Women's Christian Temperance Union, der christlichen Frauenvereinigung innerhalb der Prohibitionsbewegung. Dad zeigte mir alte Rundschreiben, die er aufbewahrt hatte. In ihnen wurde darüber berichtet, dass sein Vater mit Anfang bis Mitte zwanzig, bevor er seinen juristischen Abschluss machte, 203 Hochschulen bereist hatte, um über das Übel Alkohol zu sprechen. Ich war begeistert, aber verblüfft. Woher kamen diese Energie und diese Hingabe? Was für eine Familie *war* das?

Fotos zeigten die vier Jungen: Der erste war Harold, den man Bud nannte und der 1912 zur Welt gekommen war. Er war stark und sportlich und machte bereits als Jugendlicher Probleme. Seinen Trotz trieb er auf die Spitze, indem er zu trinken begann. Als Erwachsener arbeitete er nur sporadisch, unter anderem arbeitete er für längere Zeit als Caddie auf dem Golfplatz. Obwohl ich damals noch nicht wusste, was »Ironie« ist, verstand ich, wie beschämend es gewesen sein musste, in einer Familie von Prohibitionisten zum Alkoholiker zu werden.

Als Nächster wurde im Jahr 1915 Randall geboren. Schwächer als die anderen Jungen, bekam er als Kind rheumatisches Fieber und musste ein Jahr lang das Bett hüten. Um seine verlorene Schulzeit wieder wettzumachen, beschloss er, die Encyclopedia Britannica der Reihe nach

von der ersten bis zur letzten Seite zu lesen, beginnend mit dem Buchstaben A. Das hohe Bildungsniveau der Familie Hinshaw ließ sich nicht verbergen.

Anfang 1918 erblickte Robert das Licht der Welt. Dad erzählte, dass er und Bob sich nahestanden. Als Erwachsener wurde er sowohl Psychologe als auch Psychiater. Jahre später erzählte mir Bob, dass ihn die Folgen des schicksalhaften Flugs seines jüngeren Bruders vom Verandadach im Jahre 1936 zu dem Entschluss brachten, im psychiatrischen Bereich zu arbeiten. Er wollte Arzt und Psychologe werden und in beiden Disziplinen einen Dokortitel erlangen.

Das vierte Kind, Junior, wurde im November 1919 geboren, eineinhalb Jahre nach Bob.

Dad sprach manchmal auch von anderen Verwandten. Eine war eine Cousine zweiten Grades, die als eine der Ersten im Westen der USA Ärztin geworden war. Ein weiterer Verwandter, mein Großonkel Corwin Hinshaw, war als Arzt an der Uni in der Forschungsgruppe tätig, die in den 1940er-Jahren die ersten Testreihen mit Antibiotika zur Behandlung von Tuberkulose durchgeführt hatte. Angeblich hatte er den Nobelpreis nur knapp verpasst. Es gab keinen Zweifel: Hohe Ideale und große Leistungen gehörten zur Familie Hinshaw.

Als ich älter wurde, erfuhr ich, dass andere Verwandte jedoch ernste Schwierigkeiten hatten. Abgesehen von Onkel Bud mit seinen Alkoholproblemen starb eine Cousine von Dad in ihren späten Zwanzigern. Sie hatte Probleme damit, zu essen und ihr Gewicht zu halten; möglicherweise hatte sie sich sogar umgebracht. Dads Stimme wurde leiser, es war klar, dass es für ihn nicht leicht war, darüber zu sprechen. Andere verbrachten ihre Zeit in Anstalten, der alten Bezeichnung für psychiatrische Kliniken. Je mehr ich erfuhr, desto klarer wurde mir, welchen Scheideweg es da gab: In der Familie meines Vaters vollbrachten die Leute entweder Großes oder sie brachen zusammen. Ich sagte mir, dass ich würde hart arbeiten müssen, um, wenn ich

selbst an diesem Scheideweg stände, die richtige Richtung einzuschlagen.

Dad erzählte mir von seiner Mutter, die als Missionarin nach Lateinamerika gegangen war und sich später für die Prohibition engagierte. Zärtlich zeigte er mir Nahaufnahmen ihres breiten, freundlichen Gesichts. Doch dann schlug er die Augen nieder.

»Früh in meinem Leben kam es zu einer Tragödie«, erzählte er mir, als ich bereits einige Jahre zur Grundschule ging. Ich wusste nicht, was der Begriff bedeutete, also erklärte er ihn mir mit düsterer Miene. »Wenn Mommy sterben würde, wäre das eine schlimme Tragödie.« Anfang 1923 erkrankte seine Mutter, und während einer Operation kam es zu Komplikationen. Kurz nach seinem dritten Geburtstag starb sie in einem Krankenhaus von Chicago.

Dads erste Erinnerung war, dass er im Wohnzimmer stand. In der Mitte des Zimmers befand sich eine große Kiste – ein Sarg, auch wenn er das Wort noch nicht kannte. Sein Vater hob Junior hoch und sagte ernst: »Das ist deine Mutter. Du wirst sie niemals wiedersehen.«

In Dads Ordern fand ich ein internationales Mitteilungsblatt der Prohibitionsvereinigung, das *World Dry* hieß. In der Frühjahrsausgabe von 1923 erschien ein langer Artikel über das Leben der kürzlich verstorbenen Eva Piltz Hinshaw, in dem man ihre frühe Missionsarbeit außerhalb der Vereinigten Staaten beschrieb und ihr Engagement für die Prohibition würdigte. Es enthielt ein bemerkenswertes Foto ihrer vier Söhne im Alter von drei bis elf Jahren in und neben einem Bollerwagen, der auf dem Bürgersteig stand. Der Text unter dem Bild lautete: »Die mutterlosen Hinshaw-Jungen«. Bud stand rechts, Randall, Bob und Junior saßen im Wagen.

Wenn ich mir dieses Foto heute ansehe, fällt mir auf, dass sich die drei älteren Brüder ein Lächeln für die Kamera abringen. Nur der dreijährige Junior, in eine Art androgynes Gewand gekleidet, hat einen Gesichtsausdruck, den

diejenigen, die sich mit Eltern-Kind-Bindungen beschäftigen, als *starr* bezeichnen könnten. Er ist weder traurig noch glücklich noch schockiert. Stattdessen scheinen seine Gesichtsmuskeln wie gelähmt von einem auf Distanz gehaltenen Schrecken, den er vielleicht abzuwehren versucht.

Viele Untersuchungen zeigen, dass der Verlust eines Elternteils im Alter zwischen drei und fünf Jahren ein besonderes Risiko für eine spätere affektive Störung darstellt. Trauer mag in diesen jungen Jahren schwer zu verstehen und zu überwinden sein, wenn man bedenkt, dass Sprache, Gedächtnis und Bindungen des Kindes noch nicht vollständig entwickelt sind. Jedoch ist die Qualität der verbleibenden Beziehungen des Kindes, innerhalb und außerhalb der Familie, ein sogar noch besserer Indikator für das, was sich im weiteren Leben ergibt. Ein frühzeitiger Verlust führt also nicht zwangsläufig zu einer lebenslangen emotionalen Fehlregulation. Es sollte jedoch viele Jahre dauern, bis ich von den Einflüssen dieser weiterhin bestehenden Beziehungen auf Dad erfuhr.

In einem großen Karton hatte Dad Kopien von vielen Briefen seines Vaters aufbewahrt. Im Frühjahr 1923 schrieb Virgil Sr. an einen Verwandten, dass Junior abends im Bett unaufhörlich um seine Mutter weine, während die älteren Jungen versuchten, ihn zu trösten. Doch er ließ sich nicht beruhigen.

Dad sprach über den späteren Umzug seiner Familie nach Südkalifornien. Als er anfang, zu sprechen, räusperte er sich, als würde er zu einem Vortrag in einem seiner Seminare ansetzen. Nachdem Virgil Sr. seine Frau verloren hatte, zog er mit seinen vier Jungen in den Westen der USA, um dort einen Neuanfang zu machen. Zwei Jahre später heiratete er eine andere Missionarin, die genau wie seine erste Frau in Lateinamerika gearbeitet hatte.

Dad strahlte, als er über sein neues Zuhause in Südkalifornien sprach. Er besuchte eine Schule, die sich an John Deweys fortschrittlichen Idealen orientierte. Ganz in der

Nähe lagen die San Gabriel Mountains, auf deren Gipfel sich das Mt. Wilson Observatorium befand. Dort, erzählte Dad, wurden die ersten Hinweise auf den Urknall entdeckt. Durch das riesige Teleskop sah der Astronom Hubble, dass die Farben der weit entfernten Sterne rötlich schimmerten, und er erkannte, dass sich das Universum ausdehnte. »Wenn ein Zug durch einen Bahnhof fährt«, erklärte Dad, »weißt du, dass er wieder wegfährt, weil das Läuten tiefer wird, die Wellenlänge sich vergrößert. Rotes Licht, mit langen Wellen, ist wie ein tiefer Ton, also müssen die Sterne auseinanderstreben, wenn sich der Raum ausdehnt.« Die Schlussfolgerung war klar: Vor Äonen von Jahren gab es einen Anfang im Universum. Zunächst verschmolz alles miteinander, aber bald flog es wieder auseinander, vielleicht bis in alle Ewigkeit.

All dieses Wissen, dachte ich, ist direkt hinter Pasadena entstanden. Geheimnisvolle Muster konnten entschlüsselt werden, wenn man nur wusste, wo man suchen muss, und einen wachen Verstand hatte.

Dads Vater trat 1924 als Vorsitzender der »Prohibition National Party« zurück, um Präsident der »International Reform Federation« zu werden – einer internationalen Vereinigung der Prohibitionsbewegungen mit globaler Perspektive. Es kamen noch zwei weitere Jungen zur Familie hinzu, Dads jüngere Halbbrüder Harvey und Paul. Da mein Großvater so häufig von zu Hause weg war, um sich für die Prohibition einzusetzen, war Dad an ihrer Erziehung beteiligt und half ihnen später bei ihren Hausaufgaben.

1929 brach der Börsenmarkt zusammen. Alle älteren Jungen, auch Junior, trugen ihren Teil dazu bei, die Familie zu unterstützen. Virgil Sr. verlor den größten Teil seiner Aufträge als Anwalt und im Immobiliensektor, setzte aber seine internationale Reformarbeit fort. Dad verdiente mit seiner ersten richtigen Arbeitsstelle, bei der er bei einem Gärtner in Pasadena aushalf, 17 1/2 Cent pro Stunde. Später schleppte er riesige Eisblöcke zu Wohnhäusern und

Geschäften, damit die damaligen Kühlschränke wieder aufgefüllt werden konnten. Dad erzählte, wie Opa Hinshaw eines Abends die Familie zusammenrief, um zu sehen, ob jemand Geld für das Abendessen hatte. Junior hatte, als Einziger, zehn Cent in der Tasche, von denen sie Äpfel zum Abendbrot kaufen konnten. Beim Zuhören überlegte ich, dass ich niemals richtig hungrig gewesen war. Ich schwor insgeheim, dass ich eines Tages mein selbstgefälliges Leben aufgeben und versuchen würde, etwas wirklich Wichtiges zu tun.

In der achten Klasse war Dad Mannschaftskapitän in einem Team, zu dem auch Jackie Robinson gehörte, ein vielseitiges sportliches Talent, der als erster Afroamerikaner in der Major League Baseball spielte. »Alles, was er über Sport weiß, hat er von mir gelernt«, sagte Dad mit Schalk in den Augen. Als Teenager bekam er Muskeln, spielte Football und war Kugelstoßer. Jahre später erzählten mir seine Halbbrüder Harvey und Paul, dass sie den Klang von Juniors Ächzen während des Trainings zu Hause nie vergessen würden, auch nicht das dumpfe Rums, wenn eine Kugel in der Kiesauffahrt landete. Daneben war er auch noch Regionalmeister im Debattieren. Wissenschaft und Sport: Mein Vorbild stand direkt vor mir.

Dad zeigte mir einen Brief, den Großvater einem Verwandten auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise geschrieben hatte. Ein Satz fiel auf: »Ich habe nie einen Tag erlebt, den ich nicht für tausend Jahre leben wollte.« Woher, fragte ich mich, kamen diese Energie und diese Hingabe? Im Nachhinein kann ich es mir nur so erklären, dass Virgil Sr. über eine chronische Form von manischer Energie verfügte, obwohl er anscheinend nie eine schwere Depression durchgemacht hat.

Als ich von Dads Vergangenheit hörte, blieben mir zwei Begriffe im Gedächtnis: Erfolge und Geheimnisse. Es war völlig klar, dass in der Familie Hinshaw die Messlatte in Bezug auf Bildung hoch war, aber warum waren eini-

ge Verwandte wirklich so erfolgreich, während andere abstürzten? Etwas Beängstigendes, etwas Unerklärliches lag knapp außerhalb des für mich Greifbaren. Die Last des Unbekannten legte mir manchmal Steine in den Weg.

* * *

Dads Abwesenheiten schwebten wie eine Rauchwolke über mir, Überbleibsel eines längst gelöschten Feuers; die Asche schwelte. Ein Teil von mir fragte sich, ob etwas, was ich getan hatte – oder vielleicht etwas, was ich nicht genug getan hatte –, ihn dazu gebracht hatte, zu gehen. Das Grauen lauerte unter der Oberfläche meines kontrollierten Lebens.

Die Grundschule war Balsam für meine Seele. Die Strukturiertheit jeder Unterrichtsstunde, die Hausaufgaben, die ich mit fast religiöser Hingabe machte, die Regelmäßigkeit des Schultages: Meine Konzentration und mein Fleiß waren ein vergeblicher Versuch, alle umherirrenden Gedanken in Schach zu halten. Während meiner ganzen Schulzeit jubelte ich, wenn die Klassenarbeiten zurückgegeben wurden und ich wieder eine fast perfekte Punktzahl erzielt hatte. Wie bei einer Droge war die Glückseligkeit überwältigend, aber flüchtig. Die Freudenwellen verebten schnell, wenn ich mit einem weiteren abgeschotteten Tag konfrontiert wurde.

Als ich älter wurde, brachten mir Siege im Football, Basketball, Baseball und in der Leichtathletik Momente des Triumphes. Aber jede Niederlage schmerzte und ließ Gift durch meine Adern fließen, das ich anscheinend nicht aus meinem Körper herausbekommen konnte. Wie sollte ich ganz allein die Rätsel unserer Familie lösen?

Nur tröpfchenweise sickerten Dinge durch. Manchmal, wenn ich ein Zimmer betrat, in dem Mom und Dad miteinander sprachen, konnte ich es spüren: ein verstohleener Blick, den sie sich zuwarfen, ein verstecktes Signal, alles unter Kontrolle zu halten, eine Nachricht verschickt in der

Welt der Erwachsenen, die außerhalb meines Horizonts lag. Was, fragte ich mich, darf ich nicht wissen?

Als ich an einem wolkenverhangenen Nachmittag Dads provisorische Hausbibliothek begutachtete, fragte ich ihn aus einer Laune heraus, ob er selbst Bücher schreibe. Er wurde für einen Augenblick still, bevor er antwortete. »Ich versuche, meine Ideen zu ordnen«, sagte er leise. »Aber dafür brauche ich Zeit.« Er erzählte mir einige Jahre später, dass er nie in der Lage gewesen sei, seine Gedanken und Ideen in einem Buch zusammenzuführen, nur in einzelnen Artikeln. Während er sprach, konnte man die Frustration in seinem Gesicht sehen. Als Erwachsener begriff ich, dass seine Episoden und Krankenhausaufenthalte ihn seiner besten akademischen Jahre beraubt hatten. Damals sah ich zum ersten Mal seine Verletzlichkeit, wie ein Loch in ihm.

Dort, in Dads Bibliothek, fragte ich ihn, woher denn die Ideen kämen. Er antwortete, dass dies eine faszinierende Frage sei, und erklärte, dass Philosophen darüber diskutierten, ob Ideen bereits in den Menschen vorhanden sind, wenn sie geboren werden, oder ob Menschen durch den Blick auf die Welt zu ihren Ideen kommen. Ich war noch nicht ganz bereit für eine Diskussion über Nativismus als Gegensatz zum Empirismus, aber das waren die Themen, über die er die ganze Zeit nachdachte. »Wie wenig neue Ideen es wirklich gibt«, fuhr er fort. Selbst wenn ein Mensch glaube, einen originellen Gedanken zu haben, stelle sich meist heraus, dass jemand anderes bereits darüber nachgedacht hat, vielleicht sogar schon vor Jahrhunderten.

In diesem Moment und an diesem Ort spürte ich: Dad hatte Angst, keine eigenen Ideen zu haben. Zu meiner Überraschung war da ein Bedauern gegenüber seinem Leben. Etwas blockierte ihn, etwas, was sich wie ein Sargtuch über sein Leben gelegt hatte – aber was? Dad hatte noch eine andere Seite, die ich nicht sehen konnte.

* * *

Als ich Doktorand in Klinischer Psychologie war, begann Mom damit, ähnliche Gespräche mit mir zu führen. Sie erzählte mir, dass sie, als Sally und ich noch ganz klein waren, zum alten Port Columbus International Airport gefahren war, um Dad abzuholen, der von einer wissenschaftlichen Konferenz zurückkam. Sie hatte uns bei Großmutter abgeliefert, um mit ihrem Mann nach seiner halbwöchigen Reise einen Abend zu zweit zu verbringen.

Damals konnte man noch direkt zum Flugsteig gehen, um eintreffende Passagiere zu begrüßen. Voller Vorfreude war Mom früh da, um ihn die kleine Treppe vorne am Flugzeug herunterkommen zu sehen. Als er über das Rollfeld ging und die Tür zum Terminal öffnete, blickte sie in seine Augen. Ohne Vorwarnung versagten ihr die Knie. Sie wäre fast zusammengebrochen.

Da war es, unverkennbar: das Flackern in seinem Blick, das unweigerliche Zeichen einer Episode kurz vor dem Ausbruch. Ein besonderes Funkeln, ausgelassen und doch bedrohlich, das nur sie sah. Sie musste sich bemühen, nicht umzukippen. Aus Erfahrung wusste sie nur zu gut, was bald geschehen würde: Überschwang, wilde Energie, Misstrauen, sexuelle Leidenschaft, plötzliche Wutanfälle. Sie wusste auch, dass es nichts gab, was den heranrasenden Zug aufhalten konnte, wenn er sich einmal in Bewegung gesetzt hatte.

Das Schlimmste, sagte sie mir, war ihre völlige Ohnmacht, sie konnte nichts dagegen unternehmen. Sie musste das Grauen mit sich selbst ausmachen, und zwar ganz mit sich allein. Würde er wieder im Krankenhaus landen? Würde sie wieder beim Dekan der Philosophischen Fakultät oder bei Dads Ärzten anrufen und sagen müssen, wie himmelschreiend sein Verhalten diesmal wieder war? Würde jemand die Polizei rufen müssen?

Mom zeigte ihre Wut nur selten. Aber als sie diese Geschichte erzählte, wurden ihre Augen zu Schlitzen. Wie frustrierend es gewesen sei, wenn sie versuchte, Dads Ärz-

ten zu vermitteln, dass sie eine Intuition für seine schnellen Stimmungsänderungen entwickelt hatte, wenn für sie völlig offensichtlich war, dass sich seine Gehirnchemie radikal veränderte. Doch jedes Mal ließen die Ärzte sie wissen, dass sie die Perspektive einer bloßen Hausfrau für lächerlich hielten. Wenn sich der Patient nicht in großer Gefahr befand und dringend einen Klinikaufenthalt benötigte, musste Diskretion gewahrt bleiben. Also weigerten sie sich in der Regel, überhaupt mit ihr zu sprechen. Und selbst wenn die Ärzte sie mit einbezogen, was konnte schon eine Hausfrau im Mittleren Westen – selbst eine so kluge mit einem Master in Geschichte – über den unbewussten Teil der Psyche wissen? So sah man damals psychische Störungen. Ihre Vorstellungen zu biologischen Veränderungen in Zusammenhang mit dem Beginn einer psychischen Erkrankung waren offensichtlich töricht. Nur, wer in psychologischen Theorien ausgebildet war, konnte tiefe Persönlichkeitsdynamiken begreifen und durch jahrelange deutende Therapie nachhaltige Veränderungen bewirken.

Wie wir heute wissen, hatte Mom mit ihrer Intuition völlig recht – bipolare Episoden gehen unzweifelhaft mit Veränderungen wichtiger Neurotransmitter einher, und die Psychiater von damals ließen nur ihre Unwissenheit und Arroganz erkennen. Ein Grund für die anhaltende Stigmatisierung des gesamten Fachgebiets, so glaube ich, ist der lang anhaltende Widerstand dagegen, ernsthafte Forschung in Gang zu bringen. Wie konnten die Ärzte der 1950er-Jahre glauben, dass sie alles wüssten? Menschen, die Erfahrung mit einer Manie machen, sind notorisch schlechte Erzähler ihrer Geschichte. Also ist es wichtig, bedeutsame andere Personen in die Diagnostik einzubeziehen, um an die korrekten Informationen zu kommen. Und wie können wissenschaftlich ausgebildete Ärzte die zugrunde liegende Biologie in die Welt der Mythen verbannen? Die Abhandlungen aus dieser Zeit lassen auf elitäre Einstellungen, Arroganz und ein äußerst engstirniges Denken schließen.

Als ich das hörte, schwelte meine Wut. Kommen wir noch einmal auf Dads Krankengeschichte im Jahr 1936 zurück: Warum rief der Leiter der Klinik von Norwalk erst nach zehn Stunden an, als sein Schützling bereits die letzte Ölung erhalten sollte? Haben Menschen mit psychischen Krankheiten und ihre Familien solch eine herzlose Vernachlässigung verdient? Erst kürzlich erfuhr ich von dem 1975 entstandenen Film *Hurry Tomorrow*, einer kritischen Dokumentation über Norwalk (später umbenannt in Metropolitan State Hospital). Sie zeigt qualvolle Bilder von Zwangsmedikation und völliger Entmenschlichung. Die Geschichte der »Fürsorge« für Menschen mit schweren psychischen Krankheiten zeigt, wozu Stigma führt: zu einer unsäglichen Vernachlässigung von grundlegenden Menschenrechten, die allzu oft in Grausamkeit mündet.

Doch kehren wir noch einmal zur Situation am Flughafen zurück: Mom nahm sich zusammen und umarmte ihren Mann, als wäre alles in Ordnung. Während beide langsam zur Gepäckausgabe gingen, versuchte sie, ihre Panik zu verbergen. Sie wusste nur zu gut, dass sie ihn nicht reizen sollte, sobald seine Episode einmal angefangen hatte. In den folgenden Tagen sah sie völlig hilflos zu und wartete ab, bis wieder einmal der ganze Wahnsinn zutage trat.

Wer unterstützte sie? Ihrer Mutter, einer Angehörigen der patriotischen Frauenvereinigung *Daughters of the American Revolution*, konnte sie nicht sagen, dass ihr Mann manchmal verrückt wurde, nicht mal ihren engsten Freundinnen, die sie seit dem Kindergarten kannte. Einige hatten Virgil erlebt, wie er sich bei einem gesellschaftlichen Ereignis schlecht benommen hatte. Aber wie konnte sie von den Stimmen sprechen, die er hörte, dem Columbus State Hospital oder der Elektrokrampftherapie? Die Schande war so groß, dass sie immer alles vertuschte: Er besucht seine Familie, er ist auf einer Konferenz, er hat körperliche Beschwerden. Selbst als sein Bruder Bob aus Kalifornien herfliegen musste, um einen Behandlungsplatz für Virgil zu

finden, wusste sonst niemand etwas davon. Das Stigma war unsäglich.

Die Nachwirkungen des Schweigens und des unterdrückten Grauens blieben in ihr verborgen, während sie die Familie Jahr für Jahr zusammenhielt. Sie benötigte jedes Quäntchen ihrer Kraft, um die Integrität der Familie zu bewahren. Bis eines Tages, zwanzig Jahre später – als Sally und ich bereits erwachsen waren –, die kumulativen Folgen ihre Kraft entfalten und jede Zelle und jedes Gewebe in ihrem Körper erodieren würden. In den letzten vier Jahrzehnten ihres Lebens kämpfte sie gegen eine schwere rheumatoide Arthritis an, die eindeutig durch den Stress der schlimmen Schlachten ausgelöst wurde, die sie allein und ohne Unterstützung von außen während ihrer gesamten Ehe ausgefochten hatte.

* * *

Die Gespräche mit Dad über erwachsene Verwandte begeisterten mich für die Idee, selbst erwachsen zu werden. In der ersten Klasse kündigte meine Lehrerin eine Aufgabe an, die mein Interesse weckte. Mrs Deacon war älter als die anderen Lehrerinnen, hatte ihre strohigen schwarzen Haare zu einem strengen Dutt geformt und sprach immer ganz ruhig.

In der ersten Klasse befand sich mein Klassenzimmer in einem nagelneuen, niedrigen Gebäude, das etwas abseits vom Hauptgebäude lag. Auf den Wiesen dahinter gab es unbewachsene, lehmige Flächen, ideal, um Rinnen für die Murmeln anzulegen, die ich von zu Hause mitbrachte. Das bunte, luftige Klassenzimmer war vom Duft der Farbe, der Kreide und des Tonpapiers durchdrungen, aber der klebrige, saure Geruch von Kleister überwog. Einige Kinder sagten, dass der Kleister aus Pferdehufen hergestellt würde.

»Heute, liebe Schüler, machen wir etwas ganz Besonderes«, sagte Mrs Deacon begeistert. Wir sollten ein Bild von dem Beruf malen, den wir als Erwachsene ergreifen

wollten. Wir sollten darüber nachdenken, was wir werden wollten. Einige Kinder hoben sofort die Hand: *Lehrerin, Feuerwehrmann, Arzt, Polizist, Tänzerin, Krankenschwester*. Doch meine Ideen entwickelten sich gerade erst.

Als die anderen zu zeichnen begannen, rief ich Mrs Deacon zu mir und sagte ihr, dass ich zwei verschiedene Jobs haben wolle. Sie dachte einen Moment nach, bevor sie fragte, ob es einen gäbe, den ich lieber als den anderen wollte. Ich antwortete, dass ich mich nicht entscheiden könne. »Ich will Astronom werden, um etwas über die Sterne und die Planeten zu erfahren. Aber wenn ich viel trainiere, möchte ich auch Profibasketballer werden.«

Sie überlegte wieder. »Ja, Steve, ich glaube, du könntest wirklich versuchen, beides zu werden.« Aufgeregt fragte ich sie, ob ich meine Zeichnung in zwei Hälften teilen könnte. Sie nickte.

Am nächsten Tag war ich mit meinem Bild fertig. Auf der linken Seite blickte der Astronom durch ein Teleskop. Durch die Öffnung im Dach des Observatoriums waren einige Sterne zu sehen. Auf der rechten Seite zielte ein großer Basketballspieler auf den Korb. Die Zuschauer – kleine Kreise auf den Tribünen – jubelten.

Ein paar Jahre später saßen Mom und ich in der Küche unseres neuen Hauses, während ich über meine Zukunft nachdachte. An diese Zeichnung zurückdenkend, fragte ich, ob ich sowohl Profibasketballer als auch Wissenschaftler werden könnte. Mom antwortete heiter: »Steve, Sport zu treiben ist wunderbar. Mach so lange wie möglich weiter.« Doch ihr Ton änderte sich schnell, als sie mit Nachdruck in der Stimme sagte, dass das nie die Hauptsache in meinem Leben sein sollte.

»Es wird in Ordnung sein, weiter Sport zu treiben«, fuhr sie fort, »aber denk daran: Deinen Beitrag für die Welt wirst du mit deinem Verstand leisten. Nicht mit Sport, sondern mit deinem Kopf.«

Ich setzte schon an, zu protestieren, hielt aber inne.

Bevor ich ein Wort sagen konnte, wusste ich, dass Mom recht hatte. Das Vermächtnis unserer Familie bestand darin, durch Lernen und Wissen einen Beitrag zu leisten. Doch als sie mir diese Ansage machte, hatte ich das seltsame Gefühl, dass ich immer wachsam und bei Verstand bleiben sollte. Mit Leichtigkeit konnten dem Geist eines Menschen gewisse Dinge zustoßen. Ich wusste nicht genau, was, aber es hatte mit Dads Verwandten, denen es nicht gut ging, und mit dem Geheimnis hinter seinem Verschwinden zu tun. Mir lief ein kalter Schauer den Rücken hinunter, den ich nicht richtig verstand.

* * *

Die erste Klasse würde bald zu Ende gehen. An einem hellen Samstagnachmittag fühlte sich unser Garten wunderschön an. Jeder Grashalm war eine Einladung an meine nackten Füße. Als die Abenddämmerung nahte, erstrahlte der Himmel im Westen in hellgelben Bahnen. Die Schatten von den Bäumen der Nachbarn wanderten lautlos über unseren Rasen. Ich spürte, wie ich größer wurde, unendliche Möglichkeiten hatte. Ich ging zu Mom, die auf einem Stuhl saß, und hoffte, sie würde genauso wie ich der Meinung sein, dass es wirklich aufregend war, erwachsen zu werden.

»Ich möchte gern älter sein«, rief ich ihr zu. »Große Leute wissen so viel und können so viele Dinge tun. Es ist gemein, klein zu sein!« Ich legte eine Pause ein. »Kann ich nicht früher erwachsen werden?«

Sie lächelte mich an, bevor sie ihren Blick in die Mitte des Gartens richtete. Leichtigkeit durchdrang mich und ich wollte rennen, nur um zu spüren, wie sich mein Körper bewegt. Doch bevor sie antwortete, erlosch ihr Lächeln.

»Stevie, du solltest es nicht so eilig haben, erwachsen zu werden.« Obwohl ich am Boden zerstört war, versuchte ich, es nicht zu zeigen. Ich sehe immer noch ganz genau den Umriss ihres Kopfes und den Himmel hinter ihr, als

sie mit einer Mischung aus Zärtlichkeit und Überzeugung, die ich noch nie zuvor bei ihr gehört hatte, auf mich einredete.

»Du kannst das noch nicht wissen, Steve, aber die Leute haben viele Sorgen, wenn sie älter werden, es gibt so viele wichtige Dinge, um die man sich kümmern muss.« Ich starrte sie an. »Wenn du einmal erwachsen bist, wirst du dir wünschen, du könntest wieder ein kleiner Junge sein.«

Was meinte sie nur damit? Wovor wollte sie mich beschützen?

Erwachsene hätten eine große Verantwortung, fuhr sie fort, ich solle froh sein, dass ich noch jung sei. Mit einem wehmütigen Blick fasste sie zusammen:

»Man sollte keine Eile haben, erwachsen zu werden.«

Mir fiel keine Erwiderung ein. Wir blieben noch eine Weile draußen, aber es wurde inzwischen wirklich dunkel. Ich versuchte, das schwärmerische Gefühl festzuhalten, das ich den ganzen Nachmittag empfunden hatte, aber es verblasste schneller als das Tageslicht. Als ob die Luft aus mir raus wäre, schleppte ich mich ins Haus. Der Zweifelsschimmer in Moms Gesicht, als sie über all die Verantwortung sprach, die Erwachsene haben, ging mir lange nicht aus dem Kopf.

An einem warmen Abend nicht lange danach war Dad draußen und grillte. Er zündete das Feuer an, indem er aus dem roten Kanister, den er sonst zum Betanken des Rasenmähers benutzte, Benzin über die Briketts schüttete. Dann wartete er einige Augenblicke, bevor er ein oder zwei Streichhölzer hineinwarf. Ich wusste, dass es eine Weile dauern würde, bis das Feuer loderte, also versuchte ich, Geduld zu haben. Doch als das Feuer knisterte, langte er noch einmal in Richtung Feuer, spritzte noch mehr Benzin hinein und sprang schnell zurück. Die Flammen fauchten und schossen mit einem gewaltigen *Wusch* zum Himmel. Die Luft über der gelborangenem Stichflamme flimmerte.

Dads Augen strahlten vor Begeisterung, als er sich zu

mir umdrehte. Mit einem verschmitzten Grinsen tat er es gleich noch einmal, es war klar, welchen Nervenkitzel er dabei empfand.

Ich war fasziniert, aber hatte mich auch erschreckt. So halb wusste ich, dass man Benzin nicht direkt in die Flammen gießen sollte, aber trotzdem war es großartig. Wie die Flammen nach oben schossen, welche Kraft sie hatten! Gleichzeitig hatte ich Angst davor, was passieren könnte, wenn die Dinge außer Kontrolle gerieten. Dad lechzte nach so etwas, aber ich konnte nicht anders, als an die möglichen Folgen zu denken. Etwas hielt mich davon ab, zu begeistert zu sein.

Gegen Ende des Schuljahres sahen wir uns meine Erstklässlerfotos genauer an, die Gruppenfotos von der ganzen Klasse und die einzelnen, kleinformatigen von mir. Ich trug mein Lieblingshemd, silbergrau mit dünnen schwarzen und roten Streifen, die schillernden Knöpfe bis oben hin zugeknöpft. »Schuljahr 1958/59«, hieß es in kleiner Schrift darunter.

»Kannst du es sehen?«, sagte Dad zu Mom, als er auf das Foto blickte. »Steve hat ein Lächeln wie Mona Lisa!« Sie nickte.

Ich wusste nicht, was sie meinten, also holten sie ein Kunstbuch heraus und zeigten mir die *Mona Lisa* von Leonardo da Vinci. »Es ist ein feines Lächeln, aber ein ausgeprägtes«, sagte Dad. »Es ist der kleinste Teil eines Kreises, nur ein Segment. Von manchen Blickwinkeln sieht es kaum wie ein Lächeln aus, aber von anderen sieht man es. Schau von dort, dann von hier.«

Ich blickte auf die Buchseite und neigte meinen Kopf in unterschiedlichen Winkeln. Ich sah es *tatsächlich*: geheimnisvoll, etwas aufregend.

Wenn Gäste zu uns nach Hause kamen, holte Dad stolz das Foto hervor. »Kann denn jeder Mona Lisas Lächeln in Steves Gesicht erkennen?«, fragte er gespannt. Immer nickten alle. In diesen Momenten war ich wie schwerelos,

schwebte durch den Tag, ich war größer als das Leben. Die Woge in meinem Körper war überwältigend, genau wie bei den Flammen, die über den glühenden Kohlen in die Höhe geschossen waren.

Aber ich wusste, dass ich mich dort nicht lange aufhalten konnte. In diesem Bereich jenseits meines Horizonts, in dem Erwachsene Gespräche miteinander führten und Flammen aufloderten, konnten seltsame Dinge passieren. Wenn ich aus solchen Höhen zurückkäme, wo würde ich dann landen?